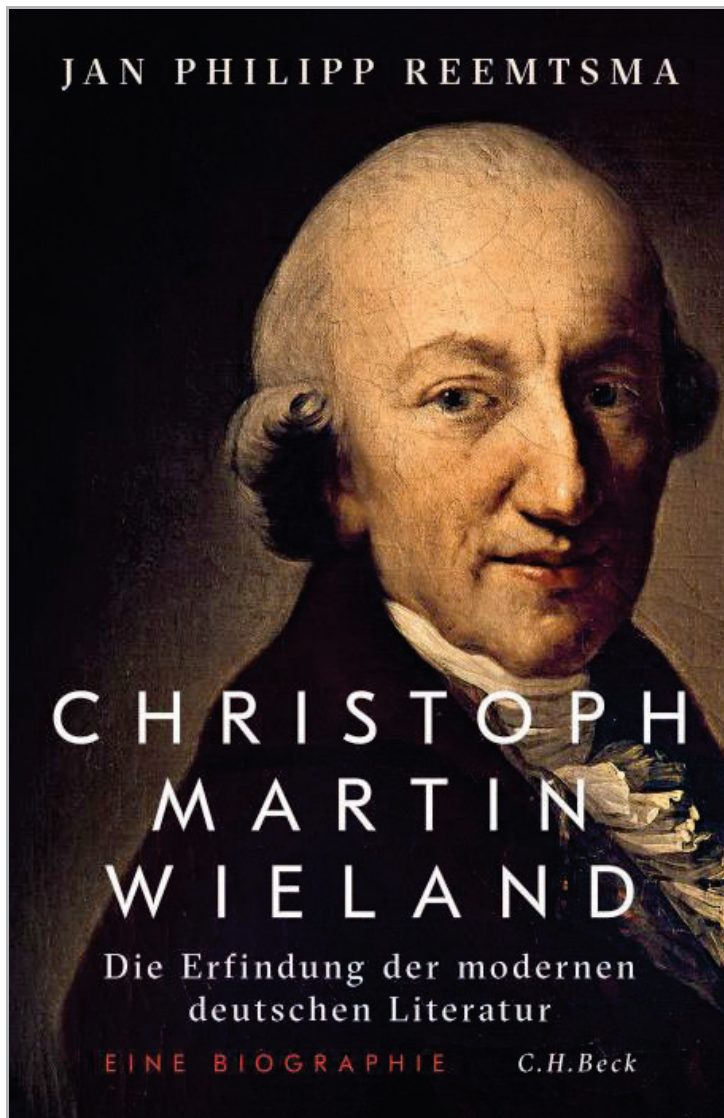


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Jan Philipp Reemtsma**  
**Christoph Martin Wieland**  
Die Erfindung der modernen deutschen Literatur

2023. 704 S., mit 34 Abbildungen  
ISBN 978-3-406-80070-2

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/34659697>

Jan Philipp Reemtsma

CHRISTOPH

MARTIN

WIELAND



Jan Philipp Reemtsma

CHRISTOPH  
MARTIN  
WIELAND

Die Erfindung der modernen deutschen Literatur

In Zusammenarbeit  
mit Fanny Esterházy

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Anton Graff, Christoph Martin Wieland, 1794, © bpk

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 80070 2



klimateutral produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

Nach meinem Tode wird's endlich herauskommen, was ich war,  
und mir wird mit vollem gerütteltem und geschütteltem Maas  
Gerechtigkeit wiederfahren.

Christoph Martin Wieland, 27. Oktober 1783

Einer der ganz raren Fälle,  
wo intellektuelle Poesie verwirklicht wurde.

Arno Schmidt, Wieland oder die Prosaformen

Aber, Lieber,  
wenn dir was gefällt, dann äußere  
das auch lauthals, lebhaft und verliebt –  
und im übrigen, wir dienen  
denen, die uns zugefallen sind.

Peter Rühmkorf, Spelunkenkunde



# Inhalt

- 11 **Wer Christoph Martin Wieland war –**
- 23 **Erstes Kapitel: Biberach, Zürich**  
Kindheit und Jugend 23  
Sophie Gutermann/La Roche (1) 29  
Johann Jakob Bodmer 39  
Der Autor als sehr junger Mann 52  
Der Denunziant 68  
War er fromm? 72  
Was ist deutsch? 74  
Was eine Metapher ist 75  
Klopstock oder Wer bin ich? 76
- 79 **Zweites Kapitel: Bern**  
Ein neues Ambiente 79  
Julie Bondeli (1) 81  
Der werdende Autor 92  
Rückkehr nach Biberach 104  
Julie Bondeli (2) 106
- 109 **Drittes Kapitel: Biberach**  
... wäre er doch anderswo! 112  
Paritätsquerelen 115  
Prediger Brechter 119  
Kanzleialltag 122  
Warthausen / Graf Stadion 123  
Sophie La Roche (2) 128  
Christine Hogel 132  
Anna Dorothea Hillenbrand (1) 144



- 151 **Viertes Kapitel: Versromane und -erzählungen (1)**  
«Komische Erzählungen» 153  
«Musarion» 168
- 177 **Fünftes Kapitel: Romane (1)**  
«Die Geschichte des Agathon» 183  
«Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva» 194
- 203 **Sechstes Kapitel: Übersetzungen (1)**  
William Shakespeare 203
- 213 **Siebtes Kapitel: Erfurt**  
Abschied, Umzug, Ankunft 216  
In Erfurt 219  
Der Weg nach Weimar 226
- 249 **Achstes Kapitel: Versromane und -erzählungen (2)**  
«Idris und Zenide» 250  
«Der Neue Amadis» 261
- 271 **Neuntes Kapitel: Weimar (1)**  
Wieland «bei Hofe»? 273  
Sein Leben in Weimar 275  
Man schreibt ihm ... 286  
Reise in die Schweiz 289  
Töchter 293  
Goethe 297  
Herder 312  
Schiller 318  
Die Xenien 326
- 329 **Zehntes Kapitel: Oper**  
«Aurora» 333  
«Alceste» 335  
«Rosamunde» 343
- 347 **Elftes Kapitel: Der Teutsche Merkur**

- 355 Zwölftes Kapitel: **Der politische Schriftsteller / Französische Revolution**
- 381 Dreizehntes Kapitel: **Versromane und -erzählungen (3), Märchen in Prosa**  
«Erzählungen und Märchen» 383  
«Oberon» 398  
«Klelia und Sinibald» 405  
Märchen in Prosa 407
- 411 Vierzehntes Kapitel: **Romane (2)**  
«Sokrates mainomenos» oder «Der Nachlaß des Diogenes von Sinope» 411  
«Der goldne Spiegel» 415  
«Geschichte des weisen Danischmend» 426  
«Geschichte der Abderiten» 430
- 447 Fünfzehntes Kapitel: **Übersetzungen (2)**  
Horaz 448  
Lukian 457  
Aristophanes und Euripides 461
- 465 Sechzehntes Kapitel: **Oßmannstedt**  
Die «Sämtlichen Werke» 472  
Sophie von La Roche (3) 477  
Sophie Brentano (und ihr Bruder Clemens) 483  
Anna Dorothea Wieland (2) 488  
Jean Paul 491  
Heinrich von Kleist 493  
Johann Gottfried Seume 498  
Friedrich Schlegel 501  
Söhne 506
- 519 Siebzehntes Kapitel: **Romane (3)**  
«Peregrinus Proteus» 520  
«Agathodämon» 530  
«Aristipp und einige seiner Zeitgenossen» 533

- 553 **Achtzehntes Kapitel: Philosophie**  
Rousseau 554  
Kant 564  
Xenophons Sokrates 574
- 581 **Neunzehntes Kapitel: Übersetzungen (3)**  
Ciceros Briefe 581
- 591 **Zwanzigstes Kapitel: Weimar (2)**  
Das Treffen mit Napoleon 596  
Die letzte Liebe: Elisabeth Solms-Laubach 603  
Die letzten Jahre 609
- 617 **Nachbemerkung**

## **Anhang**

- Dank 625  
Zeittafel 627  
Werke nach dem Erscheinungsjahr 629  
Literaturverzeichnis 631  
Anmerkungen 641  
Bildnachweise 695  
Register 697

## Wer Christoph Martin Wieland war –

– diese Frage kann eine einfache Erzählung seines Lebens nicht beantworten. Das ist natürlich immer so. Die Nacherzählung eines Lebens kann im Falle von Schriftstellern (und anderen Künstlerinnen) nicht beantworten, was ihre Bedeutung für uns ausmacht und weshalb man sich vielleicht auch für ihr Leben interessiert. Wenn man filmische TV-Nacherzählungen eines Schriftstellerlebens gesehen hat, bleibt man auf dem Sofa doch meist ratlos zurück. Was dieses Leben für uns wichtig macht, bleibt unerzählt: die abertausend Stunden am Schreibtisch. Diese Grenze ist hinzunehmen und zu respektieren, der Autor einer Biographie kann nicht so tun, als wäre aus dem Hin und Her eines Lebens eine Art Notwendigkeit des literarischen Werks herauszufabulieren, das sein Ertrag war.

Christoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 in Oberholzheim bei Biberach geboren, er starb am 20. Januar 1813 in Weimar. Die wichtigen Lebensstationen waren, nach der Kindheit und Jugend in Biberach, Zürich und Bern, wo er sein Brot als Hauslehrer verdiente, dann wieder Biberach, wo er eine Stelle als Kanzleiverwalter innehatte. Dann war er Professor der Philosophie in Erfurt, von wo er nach Weimar gerufen wurde, um den künftigen Herzog Carl August auf seine Regierung vorzubereiten. In Weimar lebte er, mit einer Unterbrechung von wenigen Jahren im nahen Oßmannstedt, bis zu seinem Tode. Ein undramatisches Leben, vor allem eines ohne Kavalierstour nach Paris oder Italien. In diesen beinahe 80 Jahren wurde Wieland zum bedeutendsten und bekanntesten deutschen Schriftsteller, mit ihm begann, was das 19. Jahrhundert die «Weimarer Klassik» nennen sollte. Und gegen Ende seines Lebens sah er, wie diese einzigartige Bedeutung wieder vergessen wurde.

Zwei Karten würden deutlich machen, was Wieland zu Lebzeiten war und worum sich eine Biographie zu kümmern hat: eine, die den Radius seines Lebens zeigt, die Vaterstadt Biberach, dann die Wohnorte Zürich

und Bern, Erfurt und Weimar und Oßmannstedt bei Weimar, schließlich die Orte seiner wenigen und kurzen Reisen – sein biographischer Lebensraum wird im Norden durch Magdeburg, im Westen durch Düsseldorf, im Süden durch das schweizerische Kehrsatz (bei Bern), im Osten durch Seilersdorf bei Dresden begrenzt. Auf der anderen Karte wäre zu sehen, wo und von wem die Ausgabe seiner Werke letzter Hand, die «Sämmtlichen Werke», subskribiert wurde. Es standen drei verschiedene Formate zu unterschiedlichen Preisen zur Auswahl (und zusätzlich eine nicht subskribierbare «wohlfeile» Ausgabe auf billigem Papier), die Listen weisen über 600 Förderer auf. Für die Ausgabe in Quart, die aufwendigste und teuerste Variante, unterzeichneten unter anderem der Herzog vom Weimar und seine Mutter, die verwitwete Herzogin von Weimar (versteht sich), die Königin von Dänemark, der König von England und die Königin von Neapel, Prinz Ferdinand von Preußen, die regierende Herzogin von Curland, Fürst Aloys Lichtenstein und Fürst Carl Lichnowsky in Wien, der Fürstbischof von Lübeck, der Bürgermeister von Biberach, fürstliche Bibliotheken und bürgerliche Lesegesellschaften, Privatleute und Buchhändler unter anderem aus Augsburg, Berlin, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Leipzig, München, Stuttgart, aus Riga, Breslau, Danzig, Warschau, Königsberg, St. Petersburg, Zürich, Basel, Wien, Graz, Salzburg, Amsterdam, Haarlem, London, Kopenhagen, Triest, Prag und Budapest, ein «Herr Oberster Freyre» in Lissabon und ein «Herr Thompson aus Amerika».

Die meisten Subskribenten hatte die Ausgabe in Großoktav, auch für sie kamen Bestellungen aus weiten Teilen Europas, von Reval (Tallinn) im Norden bis Neapel im Süden. Erwähnt sei die Familie Gontard aus Frankfurt am Main, die ebenfalls zu den Förderern zählt – sie ließen ihre Ausgabe in rotes Maroquin binden und versahen sie mit ihren Exlibris. Mag sein, Hölderlin hat seine Diotima nahe dieser Ausgabe in der Bibliothek geküsst.

Man zeichne also auf einer Landkarte die deutschen, österreichischen, Schweizer, englischen, ungarischen, baltischen, russischen, niederländischen, skandinavischen Orte ein – einer Karte, die noch von Lissabon über den Atlantik blickt –, und man hat die Bedeutung seines Werkes am Ende des 18. Jahrhunderts vor Augen. Und in diesem Augenblick der höchsten Anerkennung beginnt der sich im 19. Jahrhundert fortsetzende Prozess der Umbildung der Idee von «Dichtung» und dem, was «ein Dichter» sei, der dazu führt, dass Walter Benjamin in Wielands Jubiläumsjahr

1933 schreiben konnte: «Wieland wird nicht mehr gelesen.» Und Arno Schmidt konnte in seinem 1957 in Gesprächsform verfassten Funkessay über Wieland einen der Sprecher sagen lassen: «Ein berühmter Name, gewiß, aber mir nur eine Schattengestalt – die Literaturgeschichte hat ihn längst so endgültig abgetan ...»

Auch mit dieser Umwertung des Autors hat sich der Biograph zu beschäftigen. Nicht, wie dies seine Vorgänger Johann Gottfried Gruber (1827) und Friedrich Sengle (1949) getan haben, um ihr Unternehmen gegen den Geist der Zeit zu rechtfertigen, sondern weil er, um Wielands Bedeutung für die deutsche Literatur darzustellen, beides verstehen muss, die große Bedeutung zeit seines Lebens und ihren Verfall, in seinen letzten Lebensjahren beginnend. Wieland selbst hat zweimal versucht, die eigene historische Rolle zu bestimmen; einmal 1794 im «Vorbericht» zu den erwähnten «Sämtlichen Werken», später in einem Brief. – So heißt es in den «Sämtlichen Werken»: «Es sind nun vier und vierzig Jahre seit der Verfasser der poetischen und prosaischen Werke, die in gegenwärtiger vollständiger Ausgabe von der letzten Hand gesammelt erscheinen, zum ersten Mahl im Kor der Dichter und Schriftsteller Deutschlands auftrat. Seine Laufbahn umfaßt also beinahe ein halbes Jahrhundert. Er begann sie, da eben die Morgenröthe unsrer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing; und er beschließt sie – wie es scheint, mit ihrem Untergang.»

Man muss das nicht falsch lesen, er hat sich darin nicht als die «Sonne» bezeichnet, sondern als einer, der unter der Sonne der Zeit, als sie hoch stand zwischen Morgen und Abend, gewachsen sei. Gleichwohl ist die Aussage vermessen: Es will schon etwas wie «und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes» sagen. Jedenfalls ist es eine säkulare Verkennung gewesen – welcher Art?

Er meinte wohl, dass das, was durch ihn (und vielleicht Klopstock vor ihm) und Goethe und Schiller nach ihm «die deutsche Literatur» geworden war, in der nächsten Generation nicht fortgesetzt werde. «Er hatte das herzerhebende Glück, der Zeitgenosse aller Deutschen Dichter und Schriftsteller, in deren Werken der Geist der Unvergänglichkeit athmet, und der Nebenbuhler von keinem zu seyn; die meisten von ihnen waren seine Freunde, keiner sein Feind.»<sup>1</sup> Aus dieser freundlichen Bemerkung kann man den Blick rekonstruieren, den er auf die Literatur seiner Zeit warf: Sie war überschaubar. Man war einander nah, konnte einander

kennen. Man korrespondierte, es hatte hier und da Besuche gegeben. Nur so hat die Hervorhebung von Freundschaft und mangelnder Rivalität einen Sinn. Es hatte zwar Generationenkämpfe gegeben (die jungen Klopstock-Verehrer hatten Wielands «Idris» verbrannt, der junge Goethe hatte gegen den gerade nach Weimar übersiedelten Wieland polemisiert), aber das hatte sich gegeben wie ein Familienstreit, der sich wieder legt. An der Schwelle zum 19. Jahrhundert dagegen findet eine Umbildung der literarischen Szene statt, die den «Vorbericht» im Moment seiner Niederschrift obsolet und anachronistisch werden lässt.

Als die Brüder August und Friedrich Schlegel 1798 in ihrer Zeitschrift «Athenäum» ihren Angriff auf Wieland starteten, war das nicht nur ein Streit, den eine jüngere gegen eine ältere Generation führte, was es natürlich auch war, sondern es war eine marktstrategische Aktion. Es ging darum, Terrain zu besetzen, nicht einfach Aufmerksamkeit zu heischen, sondern Gegenaufmerksamkeit zu errichten. Das war weniger ellenbogenhaft als marketingmäßig. Wieland nahm einen neuen Ton wahr, den er auch aus den Goethe/Schillerschen «Xenien» heraushörte, und empfand ihn als rüpelhaftes und niveauloses Benehmen. Aber ein solcher Tadel trifft nicht mehr, wenn sich das Ambiente ändert. Für den Wieland des «Vorberichts» war das literarische Deutschland keine Umwelt mehr, in der Literatur, wie er sie sich dachte, gedeihen konnte, weil es die Literaten nicht mehr zu geben schien, die dazu gehörten. Es war in der deutschen Literatur etwas vor sich gegangen, das noch nicht ganz überschaubar war.

Am 13. August 1808 schreibt Christoph Martin Wieland an Volrath Friedrich Karl Ludwig zu Solms-Rödelheim, den Schwiegersohn seiner jahrelangen brieflich Geliebten – gesehen hat er sie nie –, diesen Satz: «Ich weiß recht gut, daß ich Etwas bin, und, unter uns gesagt, ich bin sogar überzeugt, daß ich, da wo ich stehe, ganz allein stehe und Niemand unter den Völkern mit mir ist noch war.» Das mag man für ein verblüffend kühn entworfenes Selbstbild halten. Aber haben nicht andere Dichter ähnlich geredet? Etwa der große Barockpoet Paul Fleming in seinem letzten Gedicht: «Mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich (...) Man wird mich nennen hören / bis daß die letzte Glut diß alles wird verstören.»<sup>2</sup> Oder Bertolt Brecht in jungen Augsburger Jahren. Aber der zitierte Satz gehört nicht in das Genre der produktionsnotwendigen Selbsterhebungen oder Selbstüberhebungen, die man seit Ovids «aere perennis» eben kennt (und hatte Ovid nicht recht?). Man muss ihn zusammen

mit den Sätzen lesen, die ihm folgen. «Aber, wie gesagt, in dem Sinn worin Shakespear, Klopstock, Göthe, Schiller Dichter, und Dichter von der ersten Größe, sind, kommt mir dieser Nahme keineswegs zu: dazu habe ich weder Genie noch Talent, weder Tiefe noch Energie, weder anschauende Kenntniss der wirklichen Welt, noch Reichthum, Lebendigkeit und Fülle der Imagination genug, wiewohl es mir an einem gewissen Grade von allem diesen nie gefehlt haben mag.» Die Sätze klingen verwundert-resigniert. Was verstand er unter «Dichter erster Größe»? Und worin sah er sich so allein stehend «unter den Völkern»?

Wieland hat damit den Blick vorweggenommen, den das 19. Jahrhundert auf ihn einüben und der auch die erste Hälfte des 20. bestimmen wird. Man sah ihn als Vorbereiter dessen, was dann kam – mit der Weimarer Klassik, aus der man ihn wegdachte und die man auf Goethe&Schiller reduzierte, und mit dem, was folgte. Man beschrieb Wieland als einen Noch-nicht, einen, dem das «Eigentliche» fehlte, und in dem zitierten Brief nimmt er selbst sich auch so wahr. Was ist, was wäre denn dies eigentlich «Dichterische»? Er schreibt von einem Mangel an «anschauernder Kenntnis der wirklichen Welt, Reichtum, Lebendigkeit und Fülle», und der Leser seines letzten großen Romans «Aristipp und einige seiner Zeitgenossen» wundert sich, weil er mit ebendiesen Begriffen genau diesen Roman beschreiben würde. Es müssen diese Wörter im Zusammenhang der Selbstbeschreibung im Brief anders geklungen haben. So fährt er fort: «Ich habe in den Jahren meines Lebens, wo die productive Kraft meines Geistes in ihrer größten Energie war, weder Kälte genug gehabt, um ein speculativer Philosoph, noch Feuer und Schöpfungskraft genug, um ein eigentlicher Dichter zu seyn.» Das nicht also, «aber eine Art von Poet, und das ist ein Macher (...), der sich 50 bis 60 Jahre lang, mehr von Innen als von aussen, gedrungen fand, allerley Machwerk zu Tag zu fördern, dessen Werth oder Unwerth zu bestimmen er nun, da es einmahl in fremde, gewaschne u ungewaschne Hände gekommen, competenten u nicht competenten Richtern überlassen muß.»<sup>3</sup> Der Nachwelt eben, deren Urteil er sich achselzuckend überlässt.

Das Wort «Macher», das zuvor fiel, fällt auf. Im heutigen Sinne abwertend ist es nicht, das Wort lehnt an der ursprünglichen griechischen Bedeutung des «Poeten», die eben genau «Macher» ist. Wieland hatte in seinen Kommentaren immer auf das Technische in der Poesie, die Beherrschung der Instrumente hingewiesen. Als man ihm vorhielt, nicht «origi-



nell» zu sein, zeigte er sich verständnislos: Neue Stoffe zu erfinden vermöge doch jedermann, aber die geeignete Form – und eine neue für einen alten Stoff – zu finden, das mache den Poeten aus. Dahinter steckt ein für unser eingeübtes Gefühl des «Dichterischen» erstaunlich geringer Anspruch. Nicht der des poetischen Erfassens von etwas, das wir «Welt» nennen, der Verbindung von großem Deutungsentwurf und Seelenimprägung der Beschriebenen. Nicht so, wie wir im Laufe des 19. Jahrhunderts uns angewöhnt haben, «große Literatur» zu lesen, eine Art des Lesens, des Auffassens von Literatur, dem Begriffe wie «Machen» oder «Technik» fremd wurden, wo Schönheit, die nicht wenigstens ein wenig mit dem Erhabenen assoziiert wurde, gleich in die Nähe von «bunt» und «Oberfläche» oder «Artistik» geriet. Für Sätze wie den von Brecht, Schönheit sei das Überwinden von Schwierigkeiten, brauchte es dann ein neues Jahrhundert.

Für den in die Lesebräuche des 19. Jahrhunderts Hineingeborenen war Wieland ein Autor, dem es vor allem an «Tiefe» mangelte. Wieland sah dieses Urteil, diese neuen Maßstäbe kommen. Die Literatur und vor allem die Art, sie zu rezipieren und zu deuten, entwickelte sich anders, als er im «Vorbericht» von 1794 noch meinte, und in eine ihm fremde Richtung. Das sah er im Brief von 1808. Er wusste, dass er ein Typus war, der das Dichterische, wie man es aufzufassen begann, nicht mehr repräsentieren konnte. Der Beginn dieser neuen Wahrnehmung war zunächst das, was man mit dem anachronistischen, aber wohl passenden Wort «Star» bezeichnen kann: der Auftritt des jungen Goethe. Die Art und Weise, wie sich ein junger Dichter öffentlich gab, und die Art, wie man seine Werke las, ergaben ein neues Gemeinsames, eine (noch einmal ein treffender Anachronismus) Performance. Das Getue um die Werther-Kostümierung ist dabei mehr als eine Kuriosität am Rande. Hans Mayers «Goethe. Versuch über den Erfolg» ist die ihrerseits klassische Analyse des Phänomens, und Thomas Manns «Lotte in Weimar» schildert eine Welt, die von dieser neuen Art, auf «einen Dichter» zu sehen, geprägt ist. Auch Schillers Weg in die Aufmerksamkeit zeigt diese neue Weise, einen Dichter, «der einem etwas zu sagen hat», anzusehen, und dass dann im Laufe der Jahrzehnte diese beiden Individualitätswürfe eigene Verehrungsformen nach sich zogen, gehört dazu.

In Goethe und Schiller sah Wieland also etwas, das er nicht war, und er sah, dass es die andern so sahen. Klopstock nennt er, weil um ihn etwas wie eine gemeindehafte Dichterverehrung stattgefunden hat; Shakespeare,

den erst Wielands Übersetzungen einem deutschsprachigen Publikum nahegebracht haben, weil auch ihm in Deutschland eine Verehrung zuwuchs, die europäisch durchaus nicht die Norm war.

Interessant ist zudem, wie er eine weitere Performanz, zu der er nicht getaucht habe, in Parallele setzt, die des «speculativen Philosophen», auch er ein Modell des 19. Jahrhunderts, wo sich verfestigt, was sich zu Lebzeiten Wielands abgezeichnet hat, die Trennung von Philosophie als Kasuistik gelingenden Lebens von der Philosophie als eigener, akademisch gepflegter Denkform (die eigenem, aber nur eigenem Anspruch nach das Erbe der Theologie als Leitdisziplin antritt). Auch hier kommt es, wie man weiß, zu Gemeindebildungen, man wird ein «-ianer» mit vorgesetztem Kant-, Hegel-, Fichte- und so fort. Diese Entwicklung hat Wieland, dessen Schwiegersohn der einflussreiche Kant-Popularisator Karl Leonhard Reinhold war, mit kritischen Interventionen begleitet.

Was war er denn als jener «Macher», der sich dort, wo er sich stehen sah, «ganz allein» stehen sah, «und Niemand unter den Völkern mit mir ist noch war»? Die Diagnose vom Ende der deutschen Literatur hatte er zurückgenommen, jedoch nicht die von ihrem Anfang, der mit dem Beginn seiner Laufbahn verbunden gewesen sei. Die Geschichte der deutschen Literatur ist in gewissem Sinne eine abgeschlossen wirkender deutscher Literaturepochen. Die Literatur des Barock setzt die des Mittelalters nicht fort, die der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht die des Barock. Man kannte das noch gar nicht so lang Vergangene oft nicht einmal mehr, das 18. Jahrhundert entdeckte die mittelhochdeutsche Literatur so, wie man Ruinen freilegt, über denen lange schon Bauwerke stehen, die von ihrem Untergrund nichts wissen. Die Naturlyrik des 19. Jahrhunderts ist etwas ganz anderes als die Gedichte des Barthold Heinrich Brockes (gestorben 1747), dessen Vergessensein Wieland schon bedauert. Dass die – wir würden heute sagen: moderne – deutsche Literatur in der Mitte des 18. Jahrhunderts eigentlich beginnt, ist keine extravagante Ansicht, sondern war Konsens der damaligen Zeit. Ein deutscher Autor um 1750 fühlte sich zudem nicht auf der literarischen Höhe des übrigen Europa. Die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges sei die Ursache dieses Misstandes gewesen, war eine allgemein geteilte Diagnose. Noch 1791 schrieb Friedrich Schiller einleitend zu seiner «Geschichte des Dreißigjährigen Krieges»: «Ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die

Küsten der Ostsee Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in Asche legte; ein Krieg, in welchem mehr als dreimal hundert tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte, und die kaum auflebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurück gab.»<sup>4</sup>

Dass die deutsche Literatur sich neu oder überhaupt erstmals zu schaffen hätte, war bei wohl allen, mochten sie auch recht unterschiedliche Vorstellungen davon haben, in welcher Weise das erfolgen werde oder solle, Konsens. Ob sich die deutsche Literatur, um zur Qualität der italienischen, spanischen, französischen, englischen aufzuschließen, an jene oder diese anschließen sollte, wurde debattiert. Klopstock verordnete ihr einen Beginn wie der antiken und schuf ein Epos in daktylischen Hexametern wie «Ilias», «Odyssee» und «Aeneis», nur für ein christliches Zeitalter angemessen: den «Messias».

Der Blick des 19. Jahrhunderts auf die deutsche Literatur ist vom Geiste der teleologischen Geschichtsphilosophie, die zum allgemeinen Deutungsinstrument avanciert. Allerdings ist im Falle der deutschen Literatur das Ziel schon Vergangenheit. Das Telos ist die «Weimarer Klassik». Karl Robert Mandelkow hat es so pointiert: «Der Begriff einer Weimarer Klassik hat sich bekanntlich erst spät, Ende der achtziger Jahre des Neunzehnten Jahrhunderts, als Kennzeichnung einer auch für die Gegenwart verbindlichen überzeitlichen und unüberholbaren Norm der deutschen Literatur und zugleich als das geistige Zentrum der ideellen Geschichte der Deutschen durchgesetzt. Dieser Begriff, bezogen auf die Dioskuren Goethe und Schiller und zumeist eingengt auf das sogenannte klassische Jahrzehnt ihrer Zusammenarbeit 1794 und 1805, ist das Ergebnis einer bereits vor Goethes Tod einsetzenden intensiven Diskussion um Kennzeichnung und Abgrenzung ihrer Werke im Vergleich und in der Auseinandersetzung mit der gesamten zeitgenössischen Literatur; zeitgenössisch bezogen auf die mit ihnen Gleichzeitigen wie mit der gesamten nachklassischen Literatur des 19. Jahrhunderts.»<sup>5</sup>

Was vorher war, war Vorbereitung, etwas, was man als ein «Noch nicht» charakterisiert, was nachher kommt, als ein «Nicht mehr». In beiden Fällen versteht man es als defizitär. Dieses starre Schema, dem sich auch die besten Köpfe der Germanistik nie wirklich entziehen konnten, macht die Lektüre so vieler im Grunde kluger Texte bis ins 20. Jahrhundert hinein so verblüffend langweilig.

Dass jenseits dieses Schemas – und der Selbstwahrnehmung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgend – die deutsche Literatur tatsächlich «gemacht», man kann sogar sagen «erfunden» wurde, weil man sich als vorgängerlos wahrnahm und nirgendwo anknüpfte, muss man festhalten, wenn man diesen Sonderweg begreifen will und verstehen will, wie Wieland zu dem zitierten Selbstbild kommen konnte. Aber man muss sich, was nicht leichtfällt, vom Deutungsschema des 19. Jahrhunderts freimachen, um dieses Machen oder Erfinden nicht als tastende Suche nach etwas, das sich dann anders vollendet, misszuverstehen.

Die moderne deutsche Literatur wird von zwei Autoren erfunden, Lessing und Wieland. Die Worte, mit denen die moderne deutsche Literatur beginnt, lauten: «Die Post ist also noch nicht da?» Das ist der erste Satz von Gotthold Ephraim Lessings «Der junge Gelehrte», 1748 uraufgeführt. Das war ein vollkommen neuer Ton auf der deutschen Bühne. Lessings Name steht für das Theater, den kulturhistorischen Essay, die Literaturkritik, die Polemik als Gattung. Christoph Martin Wieland ist der andere, mit dessen Werk der Beginn der modernen deutschen Literatur zu verbinden ist. Sein Name steht für den Roman, für Versroman und -erzählung, die deutschsprachige Oper, politischen Journalismus, die Übersetzung Shakespeares, Horaz' und Ciceros und vieler anderer. – Lessing blieb für ein weiteres Publikum präsent, weil er Theaterautor war und weil die Muster, die er für das bürgerliche Trauerspiel, für die Komödie aufgestellt hatte, zu Klassikern wurden. Wieland, der Begründer der «Weimarer Klassik», wurde nie ein Klassiker. Er war kein Bühnenautor, und er war auch kein Lyriker, ging also schon deswegen dem Bildungsbürgertum verloren. Er war nicht auf der Premierenbühne und nicht im Lesebuch.

Es gab auch Weltanschauliches, das die Leserinnen und Leser mit seinem Werk auf unvertrauten Fuß setzte. Patriot war er nicht, nannte Patriotismus eine «Modetugend», als man sich darauf besann, deutsch zu werden; christlich hatte er in seiner Jugend gedichtet und es dann so hinter sich gelassen, dass er uns wie ein geborener Agnostiker vorkommen muss: Wir würden vielleicht bessere Menschen sein, wenn uns der Gedanke an ein Leben nach dem Tode fremd wäre, schrieb er als sehr alter Mann. Der erotische Witz, das intellektuelle Spiel, gegen Tiefe und Erhabenheit die Leichtigkeit des poetischen Ernstes – das alles ist dem, was im 19. Jahrhundert gebildete ästhetische Vorliebe wie Hausmannskost wird, so fremd, dass man sich durch die Literaturgeschichten, die es von-

einander abschrieben, weiterreichte, das alles sei eben doch bloß Rokoko und etwas für Leute, an die man sich glücklicherweise nur noch wie von ungefähr erinnert.

Tatsächlich hat sich etwas wie ein Wieland-Abscheu herausgebildet, Sengle berichtet davon. Wenn er «auf Wieland hinwies, so war beim durchschnittlichen Gebildeten ein schlecht verhehlter Abscheu zu bemerken»,<sup>6</sup> und man fragt sich, was da abgewehrt wurde. Gewiss war immer schon seine Mit-, vor allem aber seine Nachwelt irritierende Erotik einer der Gründe, seine Auffassung, dass sich Amor nicht in einer Gestalt porträtieren, dass sich Liebe, Erotik, Sexualität nur durch eine unabschließbare Kasuistik erfassen lasse. Man empfand sowas irgendwann als unmoralisch, weil man das A-Moralische in der Darstellung nicht mehr ertragen konnte.

Ebenso gewiss spielte auch Wielands Abneigung gegen das Vorschriftenmachen im Denken eine Rolle. Man warf ihm vor, keine festen Ansichten zu haben. Seine politischen Schriften führten vor, wie man denken *konnte*, wie man zu Auffassungen *gelangen* konnte – Leitartikel schrieb er nicht. Die Suche nach gedanklichen Fundamenten, auch im Philosophischen, war ihm fremd. In seinem letzten großen Roman «Aristipp und einige seiner Zeitgenossen» lässt er den Titelhelden Aristippos von Kyrene über die Platonische Frage nach «dem Guten» (oder «dem Schönen») antworten: «Wozu soll's?» Als es zum guten Ton gehörte, Wieland nicht zu kennen und nicht zu lesen, vergaß man, was auf dieses «Wozu soll's?» folgte: nicht das Achselzucken des Banausen, sondern das Ersetzen dieser Art philosophischen Fragens durch ein in einem weiteren Sinn anthropologisches Fragen nach dem, was Menschen denn schön, gut usw. nennen und aus welchen Gründen, wie etwa David Hume in seinem «Enquiry about the Principles of Morals». Wieland gehört in die Reihe Montaigne, Hume, Diderot.<sup>7</sup> Es ist eine andere philosophische Tradition als die der Suche nach dem Absoluten und Erhabenen.<sup>8</sup>

Was die Wieland-Lektüre stets behindert hat, war die Frage, welches «der eigentliche Wieland» denn nun sei, der Verfasser der Romane (und, wenn ja, welcher?), der Verskünstler, der Übersetzer (Shakespeares? Horaz'? Ciceros?), der politische Schriftsteller (den man lange ganz vergessen hatte, obwohl durch ihn und seine Zeitschrift «Der Teutsche Merkur» die deutsche Leserschaft besser über die Französische Revolution informiert wurde als von anderswoher). Da lag ein klares Hindernis. Nicht, dass man sehr viel wissen muss (oder wenigstens sollte), wenn man Wieland lesen

will, ist das Problem. Das sollte man bei vielen anderen Autoren auch, und wenn das nicht der Fall ist, kann man sie nichtsdestoweniger lesen (nur für den Faulpelz ist das eine Ausrede). Das Problem war und ist, dass man sich für sehr vieles *interessieren* muss, wenn man Wieland *genießen* will. Und man sollte sich auf das Abenteuer einlassen zu beobachten, wie durch die Werke dieses *einen* Autors die deutsche Literatur zu dem wurde, was Wieland selbst «Weltliteratur» nannte. Eine Entwicklung, die er selbst mit Verwunderung dem Besucheraufkommen in Weimar ablas: Auf einmal war für Reisende aus ganz Europa diese kleine Thüringer Stadt der Ort, den der Gebildete besucht haben musste.

Schließlich muss man einen Sinn für eine besondere Rarität haben, nicht nur das Nebeneinander von Intellektualität und Poesie, sondern ihre Verbindung in intellektueller Poesie.



Erstes Kapitel:

**«Mein Vaterstädtchen ist unstreitig  
eines der elendesten und verdorbensten  
in der sublunaren Welt»**

**Biberach, Zürich**

Er hat wohl zuweilen gesagt, er sei in Biberach geboren, tatsächlich war es das Dorf Oberholzheim bei Biberach, wo der Vater als Pfarrer tätig war. Aber schon als er dreieinhalb Jahre alt war, zog die Familie nach Biberach, dort ist er aufgewachsen und die nächsten zehn Jahre geblieben. Oberholzheim also, 1733 am 5. September. «Morgens gegen 8 Uhr», steht im Taufregister.<sup>1</sup> Sein Vater Thomas Adam Wieland, seine Mutter Regina Katharina geb. Kick. Die Wielands hatten bäuerliche Vorfahren dort; «Wielande» gab es hier auch noch zu Lebzeiten Christoph Martins, «grobe Knallfinken und Lümmel»,<sup>2</sup> wie er sagte. In Biberach war sein Urgroßvater Martin Justus Bürgermeister gewesen, sein Großvater war, wie der Vater, Pfarrer in Oberholzheim.

**Kindheit und Jugend**

Über seine Kindheit und Jugend weiß man recht wenig. Das, was man zu wissen meint, kennt man vornehmlich aus seinen späteren Briefen oder von aufgezeichneten Gesprächsäußerungen, meist Anekdotisches und wenig Belangvolles à la: Er habe als Einjähriger eine «ziemlich hässliche Wärterin, Greth genannt, mit einer schwärmerischen Leidenschaft geliebt».<sup>3</sup> Er schreibt es 1808 an eine Dame und sagt ihr damit einerseits, wie





Wielands Geburtshaus und Pfarrkirche in Oberholzheim. Kupferstich von Wenzel Pobuda nach M. Johann Christoph Gottfried Braun, 1840

früh er schon an Weiblichkeit interessiert gewesen, und andererseits, dass es ihm nie in erster Linie um Schönheit sive Äußerlichkeiten gegangen sei. Was immer die Adressatin daraus hat lesen mögen. – Auch habe er als etwa Dreijähriger gerne Lämmchen mit Hafer gefüttert, allerdings auch einen halbjährigen Säugling, zu dem er sich «geschlichen» habe und dem er, als er «in der Wiege recht bauernmässig das Maul aufsperrte», Hafer in jenes Maul gestopft habe. Er wäre, so Wieland in der Erinnerung, daran fast erstickt. Wieland nahm es als Beispiel dafür, dass er «schon winzig klein viel Bonhommie gegen Menschen und Thiere gehabt» habe.<sup>4</sup> So kann man es auch sehen. – Als die Familie 1736 nach Biberach zog, übernahm der Vater dort eine Predigerstelle an der Maria-Magdalenen-Kirche.

Über Biberach muss man einige Worte sagen.<sup>5</sup> Die erste urkundliche Erwähnung fällt in das Jahr 1083, als Stadt wird Biberach ab 1226 bezeichnet, ab 1281 ist Biberach Reichsstadt. Im Zuge der Reformation wird Biberach gemischt-konfessionell. Im Dreißigjährigen Krieg verliert die Stadt die Hälfte bis zwei Drittel ihrer Bevölkerung durch Tod oder Flucht. In

Folge der Niederlage in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag kollabierte die evangelische Position in Süddeutschland, Biberach wurde von kaiserlichen Truppen besetzt, die Rechte der Protestanten, die sich auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555 beriefen, wurden gravierend eingeschränkt, wenn auch in den Grenzen des vom Kaiser respektierten Reichsrechts – was natürlich okkasionelle Willkürmaßnahmen nicht verhinderte. Im April 1632 wird die Stadt von den (protestantischen) Schweden besetzt, im September von den (katholischen) kaiserlichen Truppen erobert. Nach dem Westfälischen Frieden 1648 wird Biberach mit anderen süddeutschen Städten zur «paritätischen» Stadt – ein Status, der 1649 von einer «Kaiserlichen Exekutions-Kommission» wie folgt geregelt wird:

- Rats- und Gerichtsstellen und städtische Ämter werden gleichberechtigt und zahlenmäßig gleich auf beide Konfessionen verteilt;
- rechtliche Wiederherstellung des Status quo ante, was die im Krieg Vertriebenen betrifft;
- Wiedereinstellung der evangelischen Geistlichen und Lehrer nach dem Stand von 1624;
- Besoldung der Geistlichen aus den öffentlichen Kassen;
- Versorgung der Armen und Kranken ohne Ansehung ihrer Religion;
- Einhaltung der katholischen Feiertage durch die Evangelischen;
- genaue Regelung der Nutzung einer Simultankirche.<sup>6</sup>

Auch bemühte man sich, die jeweiligen Predigten polemikfrei zu gestalten, was mal mehr mal weniger genau beachtet wurde. All das – war es doch zunächst ein externes Oktroi – ging nicht ohne Konflikte ab und blieb eine latente Quelle von allerdings immer geringerformatigen Streitigkeiten.<sup>7</sup>

Bei allen Problemen, die zunächst immer wieder dazu führten, dass externe Schlichter bis hin zum Kaiserhof auf den Plan gerufen wurden, war dieses Modell doch über die Zeit extrem erfolgreich. In den paritätisch verfassten Städten lernten die Konfessionen miteinander zu leben und ihre Streitigkeiten vor Gerichten, Schiedsgerichten und im Zweifelsfall durch das Mittel gewaltfreier Boshaftigkeit auszutragen. Man könnte sagen, dass die destruktiven Energien, die im Dreißigjährigen Krieg zu einer ungeheuren Katastrophe geführt hatten, sich im städtischen Kleinram verbrauchten.

Ab dem vierten Lebensjahre, sagt Wieland, habe er Lateinstunden erhalten, mit dem fünften Schönschreiben gelernt, früh auch Klavierunter-



Wielands Vater, Thomas Adam Wieland d. J. (1704–1772).  
Ölporträt, Johann Martin Klauflügel zugeschrieben

richt bekommen. In der Schule dann sei er als Sechsjähriger unter Neun- und Zehnjährigen der Jüngste in der Lateinklasse gewesen, und vom neunten Jahre an habe er «ohne Anweisung» lateinische Verse gemacht, «und um diese Beschäftigung zu verbergen», habe er «mit Anbruch der Morgenröthe aufstehen müssen». <sup>8</sup> Ist das glaubhaft? Der Privatunterricht und der daraus resultierende Vorsprung in der Schule gewiss – und die Verse? Warum nicht. Er war, das zeigt sein rasanter Fortschritt vom 19. Jahr bis Mitte 20, das, was man ein Naturtalent nennt – warum soll es dergleichen nur in der Musik, der Mathematik und im Schach geben? Mit Elf fängt er an, mit einer gewissen Systematik zu lesen, schwärmt für Schriften Gottscheds (was sich derb ändern wird, wir kommen später darauf), sein Lieblingsautor sei Barthold Heinrich Brockes gewesen (das schreibt er als 19-Jähriger, <sup>9</sup> als 43-Jähriger schreibt er, manchmal sei Brockes «noch

izt» sein Liebling<sup>10</sup>). – Im zwölften Jahre habe er eine Satire auf seines Rektors kleinwüchsige Frau gemacht, angelehnt an eine Verszeile bei Juvenal (sie müsse sich zum Küssen auf die Zehenspitzen stellen – einem Zwölfjährigen mag man solch plattes Zeug durchgehen lassen).<sup>11</sup>

Das ist es, was wir über seine Kindheit in Biberach hören. Dann kommt er nach Klosterbergen ins Internat. Der Vater annonciert das dem evangelischen Senat, wohl um Dispens von der Schulpflicht vor Ort zu erhalten. Klosterbergen bei Magdeburg war eines der führenden Internate in Deutschland. Der 19-Jährige schreibt, dort sei die Basis seiner wissenschaftlichen Kenntnisse (Philologie, Mathematik, Philosophie) gelegt worden, er habe Wolff und Bayle gelesen – also deutsche Früh- und französische Hochaufklärung – und weitere französische Autoren, Fontenelle, Voltaire.<sup>12</sup> Auch fiel dort, wie er berichtet, eine amüsante Geschichte vor, die immer wieder nacherzählt worden ist: «Damals machte ich (...) einen philosophischen Aufsatz worinn ich aus philosophischen principiis, die ich durch einen Syncretismus der democritisch u: Leibnitzischen Lehren, heraus brachte, zeigen wollte, wie Venus gar wohl hätte, ohne Zuthun eines Gottes, durch die innerlichen Gesetze der Bewegung d. Atomen aus Meerschäum entstehen können und daraus den Schluß machte die Welt könne ohne Zuthun Gottes entstanden seyn. Ich bewies aber in eben dieser Schrift daß Gott nichtsdestoweniger als die Seele dieser Welt existiere. Dieser Aufsatz fiel meinen Lehrern in die Hände und machte mir viel Verdruß, welcher noch grösser gewesen seyn würde, wenn nicht meine übrige Aufführung so sehr moralisch gewesen wäre.»<sup>13</sup>

Kurios genug. Gott als Weltseele, aber nicht notwendigerweise als Demiurg. Das ist kaum christlich, und Klosterbergen war, ungeachtet der freigeistigen Lektüre, die dort, wie es scheint, ohne Einschränkung zu haben war, ein christliches Internat. Merkwürdiger aber ist, dass Wieland den Namen nicht nennt, der die wahre Antriebskraft hinter seinem Aufsatz gewesen zu sein scheint: Lukrez. Denn die Selbstschaffung der Welt aus Atomen und deren Bewegung ist das Thema von Lukrez' großem Werk «De rerum natura», das für Wieland nur wenig später Anreger und Abstoßungspunkt für seine «Natur der Dinge» geworden ist.

Apropos «moralische Aufführung» – ein Mitschüler Wielands erinnert sich: «Wieland war ein wohlgesitteter, fleißiger Schüler, seinem Lebensalter durch einen ungewöhnlichen Ernst schon entwachsen. Weder in den Freistunden noch bei gemeinschaftlichen Spaziergängen mischte sich der

späterhin so frohsinnig heitere Dichter mit seinen Mitschülern, mit wissenschaftlich ernstesten Gesprächen suchte er immer die Nähe der Lehrer, zeigte auch im Äußeren die Würde reifer Jahre, indem er eine gar stattliche Perücke trug.»<sup>14</sup> So reden die Gleichaltrigen über einen der ihren, der einer der ihren eben nicht gewesen ist, und finden das ein Leben lang merkwürdig.

Trotz seiner Orientierung nicht auf die Peers, sondern auf die Lehrer – oder gerade deshalb – ist er nicht immer ein leichter Umgang. Er sei, so berichtet er später, mit seinem Griechischunterricht unzufrieden gewesen und habe das Erlernen dieser Sprache aufgegeben. Er sollte es bald nachholen und wurde, mit seinen schon früh bemerkenswerten Lateinkenntnissen, (neben allem anderen) einer der bedeutenden deutschen Altphilologen. Von seinem Französischlehrer wird er schlecht behandelt, er beschwert sich, gibt den Unterricht auf und besteht darauf, sich die Sprache selbst beizubringen.<sup>15</sup>

Im Frühling 1749, 15-jährig, kann er Klosterbergen verlassen. Er geht nach Erfurt zum Bruder einer angeheirateten Tante, Johann Wilhelm Baumer. Er möchte dort seinen philosophischen Neigungen unter Anleitung nachgehen, wird aber enttäuscht. Später wird er von einer «abscheulichen Menge von Seelenblähungen sprechen», die er sich von Baumers Philosophiektionen zugezogen habe. Außerdem sei es bei Tisch sehr karg zugegangen. «Das beste, was er an mir that, war ein sogenanntes Privatisimum, das er mir über – den Don Quichote las.» Man sollte hier Cervantes' «Don Quijote» nicht so sehr als Satire auf die damals populären Ritterromane verstehen, auch nicht als Abgesang auf den Feudalismus – beides ist er ja nur an der Oberfläche –, sondern vor allem auf seine erkenntnispsychologische Absicht sehen: Diese wird Wieland später in seiner «Geschichte des Don Sylvio von Rosalva» wieder aufnehmen. – Im nächsten Frühling kehrt er nach Biberach ins Elternhaus zurück. Dort vernichtet er seine frühen poetischen Versuche. Man sieht, dass er es ernst meint und weit mehr will, als er bisher kann.

Eine Cousine (zweiten Grades) Christoph Martins, Sophie Gutermann, besucht 1750 die Familie, sie wird eine der einflussreichsten Frauen in seinem Leben werden – wenn auch nicht so einflussreich, wie die Legende möchte, die hinter literarischen Figuren das «Vorbild im Leben» aufspüren möchte, was regelmäßig (nicht nur im Falle Wielands) zu Albernheiten führt.

## Sophie Gutermann/La Roche (1)

Johann Gottfried Gruber, der Herausgeber der ersten postumen Werkausgabe Wielands und sein erster Biograph, berichtet über Sophie Gutermann das Folgende:<sup>16</sup> Ihr Vater habe sie früh, mit drei Jahren, lesen gelehrt, mit zwölf Jahren habe er sie zu seiner Bibliothekarin gemacht (das heißt, sie habe für ihn oder seine Gäste – er betrieb eine Gelehrten-gesellschaft – Lektüre herausgesucht). Sie las viel, erhielt Unterricht durch ihren Vater in Astronomie, Französisch und Geschichte – all dies, so verfehlt Gruber nicht hinzuzusetzen, «ohne Nachtheil ihrer Weiblichkeit», denn sie habe auch Zeichnen, Sticken, Tanzen und Hauswirtschaft gelernt. Wieland wird allerdings später behaupten, ihr Vater sei der Meinung gewesen, «ein FrauenZimmer müsse außer dem Catechismus nichts wissen».<sup>17</sup> Mit 16 lernt sie den Fürstlich-Augsburgischen Leibarzt und späteren Kursächsischen Residenten in Rom, Giovanni Ludovico Bianconi, kennen, der um ihre Hand anhält. Bianconi setzt ihre Ausbildung fort, nun ist es italienische Kunst und Literatur, Mathematik und allerlei, außerdem erhält sie unter seiner Aufsicht Singunterricht. Sie ist unter die Erzieher gefallen, der junge Wieland wird auch so einer sein.

Sophie wird 18, ihre Mutter stirbt, das Trauerjahr verlängert die Verlobungszeit, und in dieses Jahr fällt ein fataler Streit zwischen Bräutigam und Brautvater, denn Sophie ist Lutheranerin, Bianconi ist katholisch, verlangt zwar nicht die Konversion seiner Frau, wohl aber, dass die zu erwartenden Kinder katholisch würden. Der Vater besteht auf lutherischer Taufe und Erziehung. Bianconi will eine heimliche Heirat mit Sophie in Rom, sie will nicht oder traut sich nicht, ohne den Segen des Vaters soll es nicht sein, Bianconi reist allein ab. Der Vater zwingt Sophie, vor seinen Augen alle Briefe, für sie komponierte Arien, mathematische Übungsblätter zu zerreißen und zu verbrennen, das Porträt Bianconis mit der Schere zu zerschneiden, einen Brillantring mit seinem Namenszug «mit zwei in den Ring entgegengesteckten Eisen entzwei (zu) brechen und die Brillanten auf dem Boden umherrollen» zu lassen. So schreibt sie in einer autobiographischen Erinnerung. Sie habe sich geschworen, um sein Andenken zu ehren, künftig nie mehr Italienisch zu sprechen, Klavier zu spielen, zu singen oder sonstiges durch ihn Gelerntes anzuwenden. So habe sie es zeitlebens gehalten.<sup>18</sup>



Sophie Gutermann von Gutershofen,  
später verh. von La Roche (1730–1807).  
Foto nach verschollenem Original von J. H. Tischbein,  
kurz nach 1750

Sophie zieht sich in sich zurück, ihr Vater verordnet ihr etwas wie einen Erholungsurlaub: nach Biberach zu den Verwandten. In Wielands Elternhaus dürfte das Vorgefallene mehr oder weniger bekannt und Teil der Gespräche gewesen sein. Wieland war der Jüngere, an Bildung dürften sie vielleicht gleichwertig gewesen sein, vielleicht war sie die Überlegene, gewiss hat der Jüngere so getan, als wäre er es. Er verliebte sich in sie, das ist sicher, ob sie gleichermaßen in ihn verliebt war, weiß man nicht, mag sein, dass es etwas wie seelische Erholung für sie war, Spiel.

Seine Liebe jedenfalls ist bemerkenswert und sehr eigenartig. Er erklärt, Sophie zu lieben, bevor er sie das erste Mal gesehen hat. Wer die Briefe, die diese Liebe dokumentieren, liest, wird seine Beteuerungen überspannt finden, aber cave! Briefe sind in jener Zeit, gerade was Zu-neigungsbekundungen angeht, ein Ort schwärmerischer Verve, man liebt

sich von der ersten oder wenigstens zweiten Zeile an, und Briefe unter Freunden, Freundinnen, ob Frau, ob Mann, ohne solche Beteuerungen wirkten vermutlich kalt. Dennoch dürfte dieser Fall ein besonderer sein. Ein sehr junger Mann, 17 Jahre, schreibt lange schwärmerische Briefe an eine ältere Cousine, die er nie gesehen, nie gesprochen hat, die er nur aus Erzählungen kennt (darunter die von der so fatal beendeten Verlobung), und offenbart ihr darin, sie sei ohne jeden Zweifel die ihm vom Schicksal Bestimmte. *Das* kann bei aller sentimentalischen Briefkultur nicht häufig vorgekommen sein. Man muss natürlich Abstriche machen, wenn er im ersten Brief in den ersten Zeilen von «der vollkommensten Person» und einer «Göttin» spricht, aber die Gesamtintensität der vielen Briefe, die Zielstrebigkeit, mit der er sich in ihre Aufmerksamkeit drängt, ist bemerkenswert. Man denkt beklommen daran, dass sie über kurz oder lang nach Biberach kommen wird. Wie steht dann der Verfasser dieser Briefe, die doch bereits die Anbahnung eines Lebensbundes avisieren, da – und wie geht es dann weiter? Der Gedanke scheint weder ihn noch sie zu stören, sie scheinen darauf zu vertrauen, dass sie die Rollen, die sie da entwerfen, schon werden zu spielen wissen.

Er schwärmt sie an, sie macht Komplimente, was seinen Geist betrifft, er wehrt bescheiden ab. Dann kommt am 24. August 1750 ein großes Bekenntnis. Er spricht von seinem Lebensziel, und es ist «Zufriedenheit und andauernde Freude». *Nota bene*. Geistige Freuden will der 17-Jährige, mehr als sinnliche, weltlicher Ruhm interessiert ihn nicht. Auch Wissenschaften und Literatur, «die ansonsten fast meine einzige Freude bedeuten», sind nicht der Königsweg, da lauern zu viele Unsicherheiten. Nein, *rebus sic stantibus* muss Zufriedenheit und Seelenruhe menschlichem Zusammensein erwachsen. Es braucht, wie es scheint, eine Person, voller Reiz und Schönheit, an der er beweisen kann, dass er einen Sinn dafür besitzt. Sie soll ernsthaft sein und «gravitatischen Geist» besitzen, «ein Schmetterling von Geist gefällt mir nicht». Literatur und Wissenschaften soll sie pflegen, ihr Herz «ganz und gar gut, empfänglich für Eindrücke von Zärtlichkeit, von Mitleid, von Traurigkeit aber nicht von Wut, die ich niemals mit Geduld bei einem Andern ertragen könnte, wer auch immer es sei» – und vor allem: «vor allem muss sie ihren Geliebten mit großer Feinfühligkeit behandeln». Treu soll sie sein, ein wenig Eifersucht gehöre aber zur zärtlichen Liebe, sofern sie nicht zu weit gehe und unentschuldig würde. Alle Mühe, ihn glücklich zu machen, müsse sie sich geben. Gefragt sind zudem



Umgangsformen, Weltkenntnis, Höflichkeit, Heiterkeit gegen jedermann (das sei nicht immer leicht, gewiss, aber er müsse darauf bestehen). Und wenn all das zusammenkomme und noch viel mehr, würde er sie auf immer lieben und für sie sterben, würde mit einer solchen Person lieber im Elend als auf einem Fürstenthron ohne sie leben, «kurz gesagt, sie wird mein Glück machen, und ich werde sie mehr lieben als mein Leben. Nun beglückwünscht mich, meine teure, meine sehr geliebte Sophie (...).»<sup>19</sup> Sie antwortet zumindest in einer Weise, die ihn nicht enttäuscht.

Derlei befremdet die heutige Leserin (und den Leser nicht weniger) derart, dass man sagen möchte: Er ist nicht ganz bei Trost. Und: Wer so anfängt, der wird sein Leben lang ein fataler Umgang sein. Das auch, wenn man den erwähnten so ganz anderen Briefstil der damaligen Zeit in Rechnung stellt und abzieht. Doch: abzieht wovon? Was wäre die überzeitliche Empfindungslage, auf die wir alles bringen können, wenn wir das Zeitspezifische abziehen, um dann das Individuelle recht wägen zu können? Müßige Mühe und müßige Spekulation. Ein wenig philologische, hermeneutische Sensibilität und ein Sich-Hüten vor psychologischem Jargon dürften reichen. Wieland lebte in einer Zeit, die das Schwärmerische kultivierte und sich dessen nicht unbewusst war. Der Schwärmer war eine in der Literatur ausgiebig dargestellte und pro wie contra diskutierte Figur (nicht zuletzt im späteren Werk Wielands). Und die Wort- wie Wörterwahl, mit der das Schwärmerische in der eigenen Seele wie im Umgang miteinander zum Ausdruck gebracht wurde, war auch Experiment. Da probiert einer aus, ob das Kleid ihm passt, das er sich zurechtgelegt hat. Nur dass das kein Probieren vor dem Spiegel ist, sondern Bekleidung, mit der man den anderen gegenübertritt, selbstgewiss und doch nie ganz der Tatsache unbewusst, dass das Leben eine Inszenierung ist. Wenn man dennoch zuweilen innehält und fragt, ob er ganz bei Trost ist, so sind es die Passagen, in denen er genau das vollkommen vergisst.

Sophie ist für ihn ein Alter Ego: Passagen seiner Briefe könnten ein ad se ipsum sein. Gleichzeitig stellt er sich der Geliebten vor und in ein gutes Licht. So-und-so sei er und er wisse, dass sie so einen lieben könne, vielleicht müsse. Im Grunde seien sie füreinander bestimmt, denn sie seien ein Herz und ein Kopf. Und dann vergreift er sich erstaunlich im Ton. Als sie und ihre Schwester Katharina, genannt Cadeau oder Caton, erkranken und von einer sinistren Prophezeiung die Rede ist, dass nur eine der beiden überleben werde, wünscht er der Schwester den Tod und begründet

das auch: «weil Sie unendlich vollkommener sind als sie, wie schön auch immer sie sein mag, und vor allem, weil mein Leben von Ihrem abhängt.» Was für eine entgleiste Liebesbeteuerung. Die Schwester übrigens ist, wie man liest, die hübschere. Man mag über diesen Zusammenhang gar nicht nachdenken und an diesen Brief nicht zurück, wenn er, Jahre später aus der Schweiz nach Biberach zurückgekehrt, ebenjener Schwester schöne Augen und deren Tochter den Hof macht.

Das über die Zeiten nachhaltig Unangenehme dieser Briefe ist ihre demonstrierte Frömmigkeit. Man weiß ja, dass, wer seine Frömmigkeit beteuert, nicht fromm ist. Die folgende Herzensrohheit aber kann nur ein Frommer begehen: «Falls Ihre teure Schwester stirbt, seien Sie gewiss, meine teure Sophie, dass es starke Gründe dafür gibt, dass sie glücklich in einem Zustand leben wird, der besser ist als der, nach dem sie in dieser Welt streben konnte.»<sup>20</sup> Kein Kommentar – oder doch nur diesen: Wieland schrieb eine Folge von «Briefen Verstorbener», in denen dieses Thema ausführlich traktiert wird. Derlei entsprach der Frömmigkeit der Zeit, aber er legte noch etwas drauf, man liest das Forcierte, die Künstlichkeit heraus. Man hat immer einen vor Augen und Ohren, der nur darauf wartet, den Tinnel ein für allemal loszuwerden, aber noch nicht weiß, wie. Es wird ihm vollständig gelingen, aber so weit ist er noch nicht. Jetzt möchte er Sophie mit der «bezaubernden Idee» trösten, dass sie ihre Schwester «vielleicht eines Tages wiederhaben werden». Sagen wir, er setzt auf einen christlichen Schelm anderthalbe.

Wer aber innerlich darauf wartet, eine Last wie diese christlichen Verbogen- und Verlogenheiten loszuwerden, wird es irgendwie merken lassen. Christoph Martin und Sophie korrespondieren über die Briefe der Ninon de Lenclos (1620–1705), der berühmten französischen Salondame und Kurtisane des 17. Jahrhunderts. Wieland ist, bei allem pflichtschuldigen moralischen Protest, fasziniert von dieser Frau und steckt Sophie an, die kokett schreibt: «Sie sind ein kleiner Bösewicht», aber Lenclos' Prosa lobt und hervorhebt, dass sie «die Wahrheit über eine große Zahl von Liebhabern» sage<sup>21</sup> – woher Sophie das auch immer wissen will. Sie denkt sich ihren Teil und rümpft über die notorisch große Zahl der Liebhaber nicht die Nase. Beide probieren Rollen aus, gewissermaßen hinter der Deckung dessen, was sie sonst so schreiben.

Er hat seine Rolle längst gefunden, er will ein Dichter sein. Was das zu jener Zeit hieß, wird zu erörtern sein, durch dieses ganze Buch hindurch.

Hier ist erstmal festzuhalten: Ein christlicher Dichter soll es sein – aber auch einer, der das Antike kennt und davon lernt. Zum Dichter – ob antik, mittelalterlich oder modern – gehört die Geliebte, die Angeschwärmte, Angebetete, Angehimmelte, und die hat er gewählt, als sie ihm in den Weg lief: Sophie, klug, recht schön, attraktiv unglücklich. Sie nimmt die Rolle an – aber ohne sich allzu sehr festzulegen. Sie lässt es sich mehr gefallen, als dass sie wirklich mitspielt. Aber darauf kommt es nicht an. Eine Dichtergeliebte muss nur besungen sein, es muss sie nicht unbedingt wirklich geben auf dieser Welt, und wenn doch, kann man sie sich zu-rechtsingen. Wielands beteuerte Liebe zu einer Frau, die er nur aus Erzählungen und Berichten kennt, ist so besehen nicht nur jugendliche Überspanntheit, sondern auch eine irgendwie frühreife Einsicht in die Wirklichkeit solcher Schwärmereien. Die Geste muss stimmen (das heißt, einer gewissen Konvention folgen), und wenn sie in Verse gefasst wird, müssen *die* gut sein. Es ist ein Spiel, das noch viel von der Gestik des Minnesangs hat, abgematteter durch Bürgerlichkeit und unironische Sentimentalität, und noch weit vom biographischen Wahn des späten 19. Jahrhunderts, das hinter jedem Liebesgedicht ein geliebtes Gesicht sehen will und jede Naturschilderung als nicht geknipstes Foto, zu dem man den Ort «Hier-hat-er-gestanden-als-er ...» ermitteln kann, was dann als Triumph der Germanistik Buchform annimmt.

Im August 1750 kommt es schließlich zur ersten persönlichen Begegnung. Es folgen lange Spaziergänge um Biberach. Was werden sie einander gesagt haben? Die brieflichen Beteuerungen wiederholt? Kann man das nachimprovisieren, stundenlang? Wir wissen das nicht, es entzieht sich uns. Kam es zu «mehr»? Ein Kuss, irgendwann? Was für einer? Dass es mancherlei Küsse gibt, dürfte er aus Ovids «Ars amandi» gewusst haben, sie vermutlich auch. Am Ende waren sie verlobt, Sophie reiste zurück nach Augsburg, und Christoph Martin ging nach Tübingen, um dort ein Jura-studium aufzunehmen.

Dies tat er allenfalls mit Maßen. Die späteren Selbstauskünfte, er habe im Grunde gar nicht studiert, sind wohl teilweise Stilisierungen, aber dass ihm weder das Fach noch die mit ihm verbundenen Berufsaussichten (irgendwie und -wo im Staatsdienst) lagen, steht außer Frage. Er arbeitet stattdessen an sich als künftigem Dichter. Zudem ist wohl vor allem sein Vater mit der Sophienschwärmerei alles andere als zufrieden, er hält sie für Theater und seinen Sohn für einen Leichtfuß. An die Mutter schreibt er

aus Tübingen: «Daß mein lieber Papa meiner Unbeständigkeit zutraut, daß ich einmal aufhören könnte, meine Sophie zu lieben, ist mir sehr leid. (...) Die ganze Welt ist mir ein Nichts gegen meine englische<sup>22</sup> und mehr als englische Sophie.» Ohne sie wolle er nicht (mehr) leben.<sup>23</sup>

An sie schreibt er aber weniger als Verliebter denn als eine Art Mentor, das gehört zu seiner Rolle. Aber was vielleicht nicht zu erwarten ist, ist, dass er sie nicht zur verehrenden Dichtergeliebten machen will, sondern selbst zur Dichterin. Sie sei «geschickt eine vollkommene Dichterin zu werden», das dazu nötige Wissen habe sie, zudem seien Frauen die besseren Dichterinnen, sie seien empfindsamer und hätten mehr Geschmack als die Männer. Dann folgt eine poetologische Lektion für sie à la: Dichten heiße mit Worten malen, bei den Adjektiven sei man sorgfältig und vermeide «lächerliche und unnatürliche»: «Es ist eine Haupt Eigenschaft eines Beyworts daß an dem Plaz wo es ist, kein anderes mus stehen können ohne das ganze Bild zu verunstalten.»<sup>24</sup> Nähme man die Maximen dieses Briefes und späterer Schreiben an andere zusammen, erhielte man eine unverächtliche Stilfibel.

Sie möge sich im Deutschen üben (sie hatten zunächst auf Französisch korrespondiert), die deutsche Sprache sei viel schöner als die französische – ein Urteil, das alles andere als allgemein war zu jener Zeit, man hielt das Deutsche hinsichtlich seiner Eignung zur Poesie für weder dem Französischen noch dem Italienischen oder Englischen gleichrangig. Es ist Wieland, der diesen Konsens der Öffentlichkeit ändern wird.

Beide verehren sie Klopstock, besonders seine *Messiade*.<sup>25</sup> An den Schweizer Philologen und Schriftsteller Johann Jakob Bodmer, in dessen Nähe Klopstock 1750 acht Monate gelebt hatte, schreibt Wieland von seiner Hochachtung für diesen und dass eine «Verwandtin» von ihm ihn auch «unendlich hoch» schätze, so sehr «daß ich sie etliche mahl so schön weinen gesehen (...) Wie rühmlich sind Hr. Klopstocken die Thränen meiner Freundin? Doch nur in den Augen der wenigen die sie kennen.»<sup>26</sup>

Bodmer hatte er sich von Tübingen aus als eine Art Schüler angedient, er umwirbt und umschmeichelt ihn brieflich, bis tatsächlich eine Einladung nach Zürich eintrifft. Vor seiner Abreise nach Zürich ist er noch einmal in Biberach, wo er Sophie zu einem Abschiedsbesuch erwartet. Er nennt sie nun im Brief seine «englische Doris»,<sup>27</sup> später auch «Serena».<sup>28</sup> Freundinnen, zuweilen Freunde mit Pseudonymen griechischer oder lateinischer Provenienz zu versehen war keine Wielandsche Marotte, das

ist Zeitmode bei poetisierenden Gebildeten.<sup>29</sup> Sophies Ankunft verzögert sich, endlich kommt sie doch, vier Tage verbringen sie gemeinsam, am 15. Oktober 1752 ist Abschied, er wird sie erst Jahre später wiedersehen.

Was mögen das für Tage gewesen sein? Arno Schmidt schrieb von einem irritierenden Gegenüber des altklugen Vielzujungen und einer «sexuell und intellektuell hochgezüchteten Neunzehnjährigen».<sup>30</sup> Er übersetzt (sich, ist hinzuzufügen) den Satz von Wielands erstem Biographen Gruber: «Sophie hatte zwei Jahre voraus, und eben darum, als Weib, einen gegen des Jünglings Alter ungleich bedeutenderen Vorsprung an vollendeter Bildung und innerer Haltung, die sogar durch die Prüfungen des Schicksals noch mehr befestigt worden waren.»<sup>31</sup> Immerhin hatte sie kurz vor der Ehe mit einem weltläufigen Mann gestanden. Hat sie sich ernstlich auf den jüngeren Cousin, den Kopf voll mit Klopstock-Flausen, einlassen wollen? Als er nach Zürich ging – fühlte sie sich verlassen oder war sie erleichtert?

Zuvor passt sie sich seiner Bodmer-Verehrung an, seinem literarischen Geschmack und seinem Ton. Er sagt ihr ja, wohin er will und warum, sie liest Bodmers Werke, schreibt ihm nach Zürich über ihre Lektüre des eben erschienenen Gedichts «Jacob und Joseph». Sie identifiziert sich mit der Figur der Asenat, also Josephs Frau.<sup>32</sup> Die Stelle in Bodmers «Joseph und Jacob» lautet (damit man auch gleich mal einen Eindruck der Bodmerschen poetischen Diktion bekommt): «Jacob kysst Asenat auf die stirn und, gesegnet, so sagt er, / Meine tochter, seyst du dem Höechsten, die zärtlichkeit Rachels / Werde durch dich wiederholt, und beselige Joseph nur længer!»<sup>33</sup>

Er schreibt später: «Sie ist meine Base, und wurde zuletzt meine Geliebte, u: Braut (...) Durch sie habe ich alle Leiden u: alle möglichen Glückseligkeiten der Liebe kennen gelernt, diejenige ausgenommen, die der völlige Besitz gewährt.»<sup>34</sup> «Geliebte» wird also zu der Zeit anders verwendet, als wir es heute tun. – Es kommt zu Unstimmigkeiten. Worin diese bestanden haben, weiß man nicht, die Briefe, die darüber Aufschluss geben könnten, sind nicht erhalten. Wieland bittet sie für einen Brief um Entschuldigung, aber was in ihm gestanden haben mag, wird aus der Bitte nicht deutlich. Er versichert Sophie seiner Liebe und Zärtlichkeit und gibt der Hoffnung Ausdruck, dass ihr Herz dereinst «mein sey». Aber den Brief vergisst er abzuschicken, holt das nach, begleitet von einem noch zerknirschteren. Zaghaft fragt er, ob sie ihn noch lieben könne wie ehemals.<sup>35</sup> Das war Mitte 1753, Sophie wohnt übrigens zu dieser Zeit in Biberach bei

den Wielands. Aus Augsburg (von Sophies Mutter) erhält Wieland gegen Ende 1753 die Nachricht, Sophie habe sich mit einem Herrn La Roche verheiratet, dann schreibt auch Sophie, die Briefe sind nicht erhalten. Wieland gibt sich die Schuld, oder sagen wir: er gibt sich den Anschein, als täte er das. «Und so leben Sie denn wohl, meine Geliebte, leben Sie auf ewig wohl! Seyn Sie immer so glücklich, als Sie ohne Zweifel itzt sind, ja wenn es zur Zufriedenheit Ihres Herzens gehört, so möge Ihr Gewissen Sie immer auf dem Gedanken lassen, daß ich zuerst das Band gebrochen, das uns einst verbunden hat.»

An die Stelle ewiger Liebe (er verfehlt nicht hinzuzufügen, die hätten sie sich vor dem Angesicht Gottes zugesagt) soll nun Zuneigung und Freundschaft treten.<sup>36</sup> Diese Briefe werden augenscheinlich von Wielands Eltern zurückgehalten. Wieland schreibt erneut und referiert den Inhalt seiner vorherigen Schreiben. Dann: «Wie vielen vortrefflichen Herzen haben Sie wehe gethan! – Doch keine Vorwürfe!»<sup>37</sup> Dann schreibt ihm der Ehemann La Roche, berichtet, wie oft und herzlich bei ihnen über Wieland gesprochen werde: «sie lobt, ich aber bewundre, und bedaure einen Edlen Freund, dem ich ein empfindliches mißvergnügen erweket». Er lobt den Einfluss Wielands auf seine Frau, ja, er verdanke sein Glück recht eigentlich diesem: «vergeßen (Sie) meine Ihnen zugefügte ohnbill und begnügen Sie sich einen zwahr unbekanten Menschen glükselig gemacht zu haben».<sup>38</sup> Und Sophie schreibt am selben Tage, sie habe Wieland die Liebe aufkündigen müssen – «es war mir alle Zeit (...) unmöglich argwohn zu ertragen»: Es scheint, als hätten gemeinsame Bekannte von irgendwelchen Liebeleien Wielands geklatscht. Nun aber habe sie selbst das «Wohnhaus meines glüks» zerstört, doch endlich habe der «Edelmühtige und liebeiche La Roche, den ruin an sich» gekauft «und glaubte an meinem darunter begrabenen Herzen, einen Schaz der ihn ganz glücklich machen könnte, zu finden».<sup>39</sup> – Wieland antwortet La Roche herzlich und freut sich voller Eitelkeit (er nennt es selbst so), dass «Sie einen Theil der Glückseligkeit, die Ihnen Ihre vortreffliche Gemalin giebt, auf meine Rechnung schreiben zu können glauben».<sup>40</sup> An Sophie («Wertheste Freundin» heißt es nun statt «meine liebste Sophie») schreibt er tadelnd. Sie solle lernen, in schwierigen Lagen Geduld zu üben, jeder sei hin und wieder anderen gegenüber unbillig, und so solle jeder lernen, Unbilligkeiten zu ertragen, und vor allem nicht die Schuld für eigene Misere bei anderen suchen. Aber: «erinnern Sie Sich auch, ich bitte Sie, daß ich den Besitz Ihres Herzens (nicht Ihrer Per-

son) und seine Sympathien mit dem meinigen, für meine süßeste Glückseligkeit hielt – und urtheilen Sie nun, ob ich ohne Wehmuth gedenken kann, daß diese Sympathie nur ein Traum meiner Liebe gewesen.»<sup>41</sup>

La Roche ist Sekretär und, wie man munkelt, natürlicher (das heißt unehelicher) Sohn des Grafen Anton Heinrich Friedrich Stadion (1691–1768), der seinerseits als Großhofmeister im Dienste des Kurfürsten von Mainz ist und zwischen Mainz und seinem Sitz, dem Schloss Warthausen bei Biberach, pendelt. Im Jahr darauf erfährt Wieland, seine Serena sei einer Tochter entbunden worden. «Ohne Zweifel werden Sie» – er schreibt dies im Juli 1755 an Bodmer und einige andere – «glauben Hr. La Roche sei so edelmüthig gewesen mich eine Nachricht, die mich so sehr interessirt, selbst wissen zu lassen. Aber er hat es nicht gethan. Ich erfuhr es durch meine Mutter.» Er will gleich an das Paar La Roche schreiben und seinem Unmut Ausdruck verleihen, aber man rät ihm ab und dazu, abzuwarten, ob nicht Sophie ihm noch schreiben werde. Er werde «noch vierzehn Tage» warten.<sup>42</sup> Nichts erfolgt, auch Wieland schreibt nicht. Im September wendet er sich an Katharina von Hillern, geborene Gutermann, die Schwester, wir haben sie oben erwähnt. Er bittet um «einige Nachrichten von dem Wohlbefinden Ihrer theuren Frau Schwester in Maynz». Er habe seit dem ersten und einzigen Brief La Roches (und dem beigelegten Sophies) keinerlei Nachricht mehr erhalten, seit über einem Jahr nicht, obwohl er Sophie wegen des Todes einer ihrer Freundinnen einen langen Brief geschrieben habe.<sup>43</sup> Gewiss habe La Roche sehr viel zu tun und komme nicht dazu, Briefe zu schreiben, aber er bitte doch dringend, ab und zu Nachrichten zu erhalten, wie es Sophie gehe.<sup>44</sup> Katharina von Hillern wird aktiv, Wieland schreibt erneut an Sophie und erhält nun Antwort.<sup>45</sup> Seinem Freund Johann Georg Zimmermann, einem Schweizer Arzt und Schriftsteller, er verfasst ein vielgelesenes Buch «Über die Einsamkeit», schreibt er, die «Ungenannte» in seiner Gedichtsammlung «Sympathien» sei die «Königin meines Hertzens. Das war sie und wird es allezeit seyn! Ach!»<sup>46</sup>

Im September 1757 schreibt er an Sophie, er könne nun ruhiger an sie denken und empfinde nur eine vorübergehende Wehmut. Er berichtet ihr von einigen Zürcher Freundinnen (sie seien alle schon über 40), denen er «unsre Geschichte» erzähle, «mit der ich schon bey manchen Thränen hervorlokte». Dann schreibt er von der Unwahrscheinlichkeit, jemals eine Frau zu finden, die er so lieben könne, wie er sie, Sophie, liebe, und das

werde immer so bleiben. «Das sind nun sehr freye LiebesDeklarationen an eine vermählte Dame.» Aber er wisse nicht, was dagegen einzuwenden sei oder «was derjenige, der Sich selbst etwas lange nicht so billiges erlaubt hat» – La Roche nämlich mit der Heirat – «mit Recht dagegen einwenden könnte. Ich mache aber hiemit keinen Vorwurf gegen einen gewissen Herren. Wenn er sich bemüht Sie glücklich zu machen, so verdient er meine Dankbarkeit. Aber in Absicht seines Betragens gegen mich, schauet meine Seele sehr tief auf ihn hinab.» Er erläutert das nicht. Es folgt eine erneute inständige Bitte um Briefe «bis zur Schwazhaftigkeit». «Thun Sie es doch, Meine Sophie! Ein Brief, alle zwei oder drey Jahre ein Brief, ist ja alles was mir von Ihnen übrig geblieben ist!» Aus einer Andeutung ist zu entnehmen, dass Wieland meint, La Roche habe seine Briefe (Wieland schrieb an ihn und legte die Briefe an Sophie unverschlossen bei) nicht weitergeleitet. Und Wieland macht sich Sorgen, dass Sophie zur Zeit des «itzigen Krieges» (1756 überfiel Friedrich II. Schlesien und der Siebenjährige Krieg begann) in einer «Papistischen» und preußenfeindlichen Stadt leben müsse. Und: Ach, könnte er doch mit ihr das fünfzigste Jahr erreichen und unbelästigt von Eifersucht «Ihrer angenehmsten Conversation wieder (...) genießen»<sup>47</sup> – «when I'm sixty-four», heißt es in einem bekannten Liede.

Als Wieland 1760 nach Biberach zurückkehrt, wird er sie auf Schloss Warthausen wiedersehen, und es wird – auch mit ihrem Ehemann – einvernehmlich sein. Sie wird in seinem Leben immer eine Rolle spielen. Sie wird eine geachtete und populäre Dichterin werden und er sie immer dabei unterstützen. Ihre Enkelin Sophie Brentano liegt an seiner (und seiner Frau Anna Dorothea) Seite am Ufer der Ilm in Oßmannstedt begraben.

### Johann Jakob Bodmer

Dass er Dichter werden wollte und das im Grunde schon immer war, stand für Wieland stets außer Zweifel, nur war «Dichter» etwas anderes als das, was später in Realität und Imagination daraus wurde, eine eigene Existenzform oder soziale Rolle, wie man will. Und doch war «Dichter» für Wieland schon mehr als der Bürger, der «auch dichtet». Barthold Heinrich Brockes war Ratsherr (und Verwalter einer Hamburger Exklave) und war das in erster Linie, wenn wir auch heute sagen würden, er sei in erster Linie ein großer Autor gewesen. Dass man nicht von deren Feder





Johann Jakob Bodmer (1698–1783). Kupferstich von Johann Friedrich Bause nach Anton Graff, 1784

leben konnte, stand außer Zweifel, Klopstock war da die Ausnahme, aber er erhielt auch eine königliche Leibrente. Es ging Wieland darum, zu schreiben und zu veröffentlichen und einen Beruf zu ergreifen, der ihm dafür Zeit ließ. In Zürich wird er zunächst Hauslehrer.

Seine Existenz als Dichter geht er planmäßig an und ungeheuer selbstbewusst. Er betritt die Bühne, auf der er stehen will (und dann zeitlebens stehen wird), nicht zaghaft, sondern mit einem Sprung. Er schreibt eine «Natur der Dinge», ein «Lehrgedicht in sechs Büchern». Das Vor- und Gegenbild ist Lukrez' «De rerum natura», eine der ganz großen lateinischen Dichtungen, ein Werk der Philosophie gleichermaßen. Wieland will

poetisch gleichziehen, nur eben das christliche Pendant liefern. Klopstock, der das Nämliche mit seinem «Messias» (hier mit dem Vorbild Homer) unternehmen will, gibt die strategische Richtschnur.

Zunächst schickt er das Werk anonym an Georg Friedrich Meier, Professor der Logik, Mathematik und Metaphysik in Halle, der sich durch die Verteidigung von Klopstocks «Messias» hervorgetan hat. Die damalige Literaturszene (ein nur etwas anachronistisches Wort) war durch eine Art Fraktionierung gekennzeichnet. Die eine Fraktion hatte ihren Mentor in Bodmer in Zürich, die andere in Johann Christoph Gottsched (1700–1760) in Leipzig. Klopstock, der eine Weile bei Bodmer in Zürich gelebt hatte – auch hierin folgt Wieland ihm –, war den «Bodmerianern» zuzurechnen, sein «Messias» wurde von den «Gottschedianern» angegriffen. Man mochte den schwärmerischen Ton nicht, meinte, Engel und Geister gehörten nicht in eine aufgeklärte Zeit, auch war man dem Stilmittel der Metapher feind, wir kommen noch darauf. Wieland griff entschieden Partei. (Noch entschiedener hatte Lessing Partei ergriffen, gegen Gottsched, aber nicht «für Bodmer». Wieland betrachtete er mit kritischer Sympathie.)

Erwähnten Meier hielt Wieland für einen kompetenten Leser und Beurteiler und für einen Türöffner. Meier schreibt ihm voller Lob. Das war Juni/Juli 1751, im August nennt er Meier seinen Namen, dieser wird für die (anonyme) Buchausgabe, die 1752 erscheint, ein Vorwort beisteuern. Sein nächstes neues Produkt, «Hermann» (über Hermann den Cherusker), ein Gedicht in sechshebigen Daktylen (Hexametern), schickt Wieland an Johann Heinrich Bodmer in Zürich, wiederum anonym, am 4. August 1751.

Johann Jakob Bodmer, 1698 bis 1783, Historiker, Dichter und Übersetzer mit ausgeprägtem Gefühl für die eigene pädagogische Berufung. Klopstock hat, wie erwähnt, 1750 einige Monate bei ihm verbracht, war ihm dann aber zu weltlich in seinem Benehmen, man trennte sich unzufrieden miteinander. Später wird auch der junge Goethe zu Besuch kommen, hat aber außer dem herrlichen Blick, den man von Bodmers Haus über Zürich hat, nichts Rechtes zu berichten.<sup>48</sup> Zu seinen Schülern werden auch Salomon Geßner, Lavater und Pestalozzi gezählt, was das im Einzelnen auch besagen mag. Von größerer Bedeutung als seine eigenen Dichtungen sind seine Bemühungen um die mittelalterliche Dichtung, das Nibelungenlied, sein Einsatz für Milton, den er übersetzte, und vor allem für Shakespeare.

Der Kreis um Gottsched lehnte alle diese Autoren rundweg ab und blamierte sich vor Lessing und der Geschichte. Bodmers Wirkung reicht bis zu Herder und der deutschen Romantik, die Brüder Grimm schätzten ihn sehr.<sup>49</sup>

Wieland schreibt: «Hochedelgeborner und Hochgelehrter / Hochzuverehrender Herr Professor» – derlei ist nicht Devotion, sondern Konvention – «Ich nehme mir die Freyheit Ihr. Hochedelgeboren beykommendes Gedicht zu Dero Beurtheilung zu übersenden. (...) Sie erhalten diese Zeilen von einem Unbekanten. Ich kann Ihnen vorjezt nichts von mir entdecken, als daß ich schon eine geraume Zeit einer von Dero Verehrern bin.»<sup>50</sup> So heißt es im Begleitbrief zum «Hermann», für eine eventuelle Antwort wird eine Umwegadresse angeführt. Bodmer lobt den «Hermann» sehr – «Das Gedicht ist in Hexametern, und überhaupt so wie ich es würde geschrieben haben, wenn ich diese Materie vorgenommen hätte. (...) Das Werk hat alle Merkmalen, daß es auf die Nachwelt kommen werde»,<sup>51</sup> schreibt er an einen Freund –, Ende Oktober teilt Wieland seinen Namen mit.

Die anonyme Zusendung ist ein strategisches Spiel: Sie bringt zum einen die (vorgebliche) Bescheidenheit des Neulings zum Ausdruck (dass sein Talent nicht hinter dem bekannter Zeitgenossen zurückstehe, stand für Wieland außer Frage), gleichzeitig hält sie die Möglichkeit offen, dass hier ein schon Avancierter schreibt, der unerkannt das Urteil eines Kollegen einholt. Der Absender gewinnt so und so.

Über den ihm als Nächstes übersandten «Lobgesang auf die Liebe» schreibt Bodmer, er sei «sehr poetisch», aber «in den Sachen fürchte ich schier, sei viel Galimatias; es ist lauter Empfindung unter welcher der Verstand verschwindet, Rauch, der, ob er gleich von guten Sachen entsteht, seinen Gegenstand vergißt. Man sagt auch viel Gutes von einem Gedicht von der Natur der Dinge, das ich aber noch nicht gesehen habe.»<sup>52</sup> In Tübingen ist Wieland bereits als Verfasser der «Natur der Dinge» bekannt, der Kanzler der Universität nennt ihn einen «der größten deutschen Poeten dieser Zeit».<sup>53</sup> Bodmer bittet um Übersendung und empfiehlt dann eine Überarbeitung, aber dazu hat Wieland keine Lust, er will Neues machen. «Hr. Wieland ... (steht) in der Poesie wenige Grade unter Klopstok, er hat weit mehr Lectür, einen logicalischen Kopf, mehr Sitten, mehr Bescheidenheit, und doch mehr Jugend», befindet Bodmer, und: «Ich kann so wol in Absicht auf den moralischen Character als auf die Gelehrsamk(eit)

ohne poetische Entzückung sagen: hier ist mehr als K(lopstock) – ohne Vergleichung mehr.»<sup>54</sup> Das empfiehlt uns den Dichter nicht so sehr: dass er der bravere ist.

Wieland gibt sich in seinen Briefen an Bodmer bescheiden: Seine Werklein seien übereilt geschrieben, voller Fehler, noch unausgereift. In seinem Urteil – sehen wir von seiner noch schrankenlosen Klopstock-Verehrung ab, den er gar über Milton stellt – ist er aber auch kühn. Zum Beispiel liegt ihm Homer nicht – im Vergleich mit Vergil. Homer ist ihm zu ungefüge, er drücke die Natur «gar zu sehr aus».<sup>55</sup> Bodmer widerspricht, Wieland lenkt ein und verspricht, im Griechischen weiterzukommen (er hatte, wie erwähnt, den Unterricht auf Klosterbergen eingestellt), um Homer im Original lesen zu können. Das geht zügig, in Kürze wird er für einen Bekannten Platons «Apologie des Sokrates» nebenbei übersetzen.<sup>56</sup> Englisch nimmt er sich vor zu lernen – später wird er als Erster einen Großteil von Shakespeares Stücken übersetzen und damit Geschichte machen. Er schreibt übers Verse machen, seine Stärken und Schwächen dabei, und seinen Charakter überhaupt. Dabei betont er gern – nicht nur Bodmer gegenüber – seine Solidität und Mäßigkeit: «Ich bin ein grosser Wassertrinker, und ein geborner Feind des Bacchus (quod sub rosa dixerim.) (...) mich betäubt schon ein einiges Gläschen des gelindesten Weins»,<sup>57</sup> schreibt er an Bodmer, und an einen andern: «daß ich Wasser, (kein Bier u: keinen Wein!) trinke, allen grossen Gesellschaften von Herzen feind bin, und wo ich darein gezwungen werde, wegen meiner Stille vor einen Pedanten oder Leutescheu gehalten werde».<sup>58</sup> Später trank Wieland Wein durchaus, wir kennen eine Menge Bestellzettel,<sup>59</sup> es mag sich auch um eine gewisse Taktik handeln: Klopstock, dessen Verhältnis zu Bodmer in den Zürcher Tagen zunehmend gespannt war, schätzte Wein, Weib und Geselligkeit, und Bescheidenheit war auch nicht seine Zier. Er hatte in Zürich eine Gruppe lebenslustiger junger Leute um sich geschart und einen schlechten Ruf hinterlassen.

Bodmer erwägt schon bald, Wieland zu sich einzuladen, doch seine Freunde sind in Sorge: Mit Wieland könnte «ein Zweyter K» in Zürich «Unheil und Ärgerniß anrichten», befürchtet Pfarrer Heß in Altstetten in einem Brief an seinen Kollegen Pfarrer Schinz in Zürich.<sup>60</sup> Man beschließt, zunächst mehr über den jungen Mann in Erfahrung zu bringen, Schinz soll ihn in einen Briefwechsel verwickeln. Wieland besteht die Probe – der verwaiste Züricher Klopstock-Kreis, der auf eine Fortsetzung

der lustigen Zeiten gehofft hat, ist allerdings enttäuscht, und man mokiert sich.<sup>61</sup>

«Ich liebe Sie mehr als Hr. Klopstok Sie liebt!»,<sup>62</sup> schreibt Wieland in einem Brief an Bodmer vom Mai 1752, in dem er sich gleichsam selbst nach Zürich einlädt. Aber er nimmt sich auch Bodmer gegenüber Kritisches heraus. Bei aller zur Schau gestellten Unterordnung schimmert immer wieder die Selbstgewissheit durch, dass er es besser könne oder demnächst können werde. Spricht er über andere, nimmt er kein Blatt vor den Mund. Den Gottsched-Anhänger Schönaich nennt er einen «Gurkenmahler» und «Dudeldei».<sup>63</sup> Später wird er in seiner polemischen Verve einmal deutlich und blamabel fehlgreifen – wir kommen darauf zurück –, danach wird er sich stets auf ganz erstaunliche Weise zurückhalten.

Nur in einem bleibt er sich gleich: Die Orte, in denen er sich aufhält, hält er fast immer für die abscheulichsten, die die Welt zu bieten hat. So schreibt er von Biberach nach Zürich: «Mein Vaterstädtchen ist unstreitig eines der elendesten und verdorbensten in der Sublunaren Welt.»<sup>64</sup>

Unter den Schriftstellern seiner Zeit versucht er sich zu positionieren, indem er diese sortiert. Er lobt die empfindsamen, christlichen Schriftsteller, verabscheut die «Schriftspötter und die Boßhaften esprits forts, Voltaires, d'Argens, Edelmann, La Metrie»,<sup>65</sup> wie wäre er erstaunt gewesen, hätte man ihm gesagt, er werde später in Frankreich der deutsche Voltaire genannt werden. Crebillon nennt er «einen Schmierer»,<sup>66</sup> wird ihn aber später durchaus anzuerkennen und für Eigenes zu benutzen wissen. Auf die schon erwähnte Ninon de Lenclos kommt er immer wieder zurück, mit negativem Urteil, versteht sich, aber doch.

Aber es werden doch auch große Unsicherheiten deutlich. Ob er auf dem rechten Weg ist, weiß er immer mal wieder ganz und gar nicht. Er schwört, keine Verse mehr zu machen, dann: keine gereimten mehr! «Wozu nötigen uns die Reime? Welche unanständige Fesseln vor einen freyen Genie? Wie oft habe ich mich z. e. ärgern müssen daß sich auf Tugend nichts als Jugend auf Lust fast nichts als Brust reimt?»<sup>67</sup> Wie unbefangen wird er später «Musen» auf «Busen» reimen, diesen Reim allerdings, ein wunderbares Spiel mit der Vor-Lust, hinauszögern und Ersatzreime wie «Empusen» vorschalten. Solange er Verse machen wird, wird er (fast immer) auch reimen, und das wie ein Zauberkünstler.

Im Juni 1752 kommt die ersehnte Einladung nach Zürich,<sup>68</sup> die Reise verzögert sich, doch Ende Oktober ist es so weit: «Den 25sten October kam

Wieland bey mir an», vermerkt Bodmer in seinem Tagebuch.<sup>69</sup> Nicht allen ist der poetische Untermieter Bodmers ein erfreulicher Anblick. Salomon Geßner<sup>70</sup> schüttelt den Kopf: Wieland «sitzt bei Bodmer bei einem Schreibe Pult, sitzt da mit stolzer Zufriedenheit und überdenkt seine Hoheit und Tugend, sitzt da und wartet auf Anbeter und Bewunderer, sie mit gnedig segnendem Blick anzulecheln, aber es kommt kein Anbätter, dann glaubt er gerecht und fromm, der Geschmack fliehe unser Land! und zörnt daß Gott noch zögert auf einer Tau treufelnden Wolke, ihn, Bodmern (...) in den Olymp abzuholen. Ergrimmt strekt er die Rechte aus, greift nach der Feder, probiret sie auf dem breiten Nagel, und schreibt. Mit einem Wort, Wieland ist ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts als sein Dintenfaß und eine Wand voll Bücher gesehen.»<sup>71</sup> Christian Ewald von Kleist<sup>72</sup> schreibt, deutlich abgestoßen, von einem «gewisse(n) Wieland, ein(em) Pinsel, der die Welt refomiren will und noch keinen Bart hat (...) Der schmeichelt Bodmern auf die niederträchtigste Art».<sup>73</sup> Aber bei Bodmer scheint das anzukommen. Stücke, die er selbst zunächst für mittelmäßig hält, werden ihm durch Wielands Lob zu solchen, die «ich (...) vor mehr als mittelmäßige Stücke zu halten beginne. Ich habe sie deßwegen einem Verleger in Sachsen angetragen.»<sup>74</sup>

Wielands Verhältnis zu Bodmer gestaltet sich aber zusehends krisenhaft. Er traut sich selbst in seinem Urteil nicht. Überliefert ist eine Anekdote, die erzählt, er habe Bodmers Gedicht «Zilla» zunächst enthusiastisch gelobt, dann hätten ihn andere von diesem Lob abgebracht, worauf er ebenso enthusiastisch das Mediokre des Werks behauptet habe. Interessant nur, dass diese Geschichte 30 Jahre lang erzählt wird und Wieland 1787 mürrisch so kommentiert: «Der Anekdote mit Bodmers Zilla erinnere ich mich nur noch sehr dunkel, und glaube, daß sie Ihnen nicht ganz richtig erzählt worden seyn mag.»<sup>75</sup> Diese Unsicherheiten wird er durch Zurschaustellung seiner Gefolgschaft kompensiert haben.

Das Zusammenleben wird zunehmend schwieriger, und Bodmer und seine Freunde suchen nach einer anderen Lösung: Wieland soll Hauslehrer werden, es finden sich «schöne Lehrzimmer» bei einer Familie Grebel, er soll den Sohn des Hauses und vier weitere Knaben unterrichten, Logis und Tisch bekommt er bei Bodmers Schwager, einem Doktor Geßner. Im Juni 1774 zieht er bei Bodmer aus, nach 20 Monaten Aufenthalt in dessen Haus.<sup>76</sup>

Den Stand des Hauslehrers hatte Wieland schon in Tübingen erwogen

und dabei nicht an einen Brotberuf, wie man ihn eben braucht, gedacht. Bei ihm muss sowas gleich eine Berufung sein, und da kann nicht jeder kommen und ihn bitten. Man denke, er ist 19 Jahre alt, zudem gänzlich unerprobt. Man möchte den Kopf schütteln, wie von oben herab er formuliert: «Wenn ich also unter folgenden Bedingungen einen jungen Herrn aus einer distinguirten Familie in Zürich unterrichten könnte, so würde ich desto lieber nach Zürich gehen. 1. Müsten dieses (Jünglings) seine Eltern so viel discernement besitzen daß sie selbst einige Einsicht in d. Wissenschaften und eine wahre Gelehrsamkeit hätten. 2. Müste dieser Jüngling etliche Jahre jünger als ich und schon über die erste elemente hinweg seyn denn die grammatic kan ich keinen lehren, weil ich selbst nicht viel davon verstehe. 3. Müste seine Gemüthsverfassung von der Art seyn daß ich Ehre an ihm einlegen könnte.» Aber genau besehen ist es doch nicht bloß präntiös. Dass der präsumptive Schüler in einem Haus aufgewachsen sein sollte, in dem Bildung etwas gilt, ist eine sinnvolle Bedingung. Dass Wieland seine Schwäche in der Schulgrammatik einräumt, gereicht ihm nicht zur Unehre. Die dritte Bedingung heißt ins Profane übersetzt, dass der junge Mann kein Lümmel sein solle. So weit, so gut. «Er müste ein junger Xenophon seyn, so wollte ich versuchen ob ich Sokrates seyn könne.»<sup>77</sup> Man möchte das nun wieder als *façon de parler* hinnehmen, aber es ist dennoch eine Anmaßung. Diese anfallsweise Identifikation mit Sokrates (gegen die er im Alter das Antidot des Aristippos von Kyrene findet, der über Sokrates voll Sympathie, aber distanziert urteilt) zieht sich durch Wielands Leben, sie ist nicht sein angenehmster Zug. Ende September 1755 schreibt er, dass er «seit einem Jahre mit einem paar Vornehmen Zürchischen Herren wegen Unterweisung ihrer Söhne in einem engagement stehe».<sup>78</sup> «Zuweilen», schreibt er anderen Orts, «habe ich gewünscht einen Prinzen zu erziehen.»<sup>79</sup> Das wird er etwa 20 Jahre später, in Weimar, dann wirklich tun – mit ungeheuren Folgen für die Stadt.

Aus der Zürcher Zeit ist ein mitgeschriebener Abriss seiner Vorlesungen erhalten, sie zeigen einen ausgesprochen gebildeten, historisch orientierten Tutor. Nicht erhalten ist leider eine Einführung in die antike und mittelalterliche Literatur und Philosophie und sein Blick auf die Literatur und Philosophie von der Renaissance bis zu seiner Gegenwart.<sup>80</sup>

Sein Tageslauf zur Zürcher Zeit ist dieser: Er steht um 7 Uhr auf («nach einer ganz besonderen Beschaffenheit meiner seltsamen Maschine habe ich wenn ich aus dem Bett komme, beynahe eine Stunde nöthig biß

ich munter bin und mir selbst recht bewußt bin»), frühstückt um 8 Uhr, von 9 bis 11 ist Unterricht, der um 14 Uhr wieder aufgenommen wird. Er macht Besuche, empfängt welche, es gibt Verpflichtungen, gute Freunde, und «setzen Sie noch 3 oder vier liebe Freundinnen» hinzu, schreibt er in einem Brief, «deren Umgang unter diejenigen Vortheile gehört, die mir mein Leben am meisten versüssen». Eigentlich hat er viel Zeit, «aber wie oft begegnet, daß mich wenn ich einen Abend allein zu seyn hoffe, ein Fremder oder ein andrer unerwarteter oder verhaßter Besuch nöthiget, meine geliebte Zeit dahinzugeben! Gesetzt aber ich bliebe wirklich allein; so begegnet selten<sup>81</sup> daß nicht drey oder viererlei zu gleicher Zeit gethan seyn will; wenn ich die größte Lust hätte eine selbst gewählt u: schon angefangne Arbeit fortzusetzen, so kommen Briefe zu lesen, Briefe zu schreiben, die Aufsätze meiner Discipel durchzulesen und zu corrigieren; oder ich soll diesem oder jenem zu gefallen schreiben was ich nicht will, diesem einen Avis wie er seinem zehnjährigen Bübchen die Philosophie beybringen soll, jenem Artikel in sein dictionaire des Beaux arts, einem andern ein Urtheil über eine übersetzte Ode aus dem Pindar, etc. Ich hätte kaum Zeit zum Athemholen, wenn ich einem jeden schmieren müßte, was er von mir fordert. (...) ich bin mit aller meiner Liebe zur Freyheit, so wenig mein eigen als ein Slave.»<sup>82</sup>

Er fühlt sich körperlich angeschlagen, sein Leib werde immer schwächer, er meint, nicht mehr gut zu sehen und zu denken. Er habe viele Pläne, schreibt er («Embryonen eine Menge»), werde davon aber die wenigsten ausführen können.<sup>83</sup> Er weiß, dass er etwas hinter sich lassen muss, loslassen, und traut sich noch nicht, ins Neue zu greifen. Er wird dazu die Stadt wechseln müssen.

1759 ist diese Zeit zu Ende, und er hat kein Auskommen mehr: «Meine Eleves sind erzogen, sie sollen reisen; Umstände die sich nicht schreiben lassen, verhindern daß ich sie nicht begleiten kann. Und wieder bin ich aus einem angenehmen Traum erwacht. (...) Was ist also zu tun?» Ein Ausweg wäre: eine Heirat mit einer Frau, die ein «artiges Vermögen» habe. Aber wo finden? Außer dem artigen Vermögen müsse die Frau noch Geist und Herz haben – «Himmel wieviel Conditionen müßten zusammen kommen» –, auch dürfe sie nicht zu jung sein, «ungefähr in meinem Alter» (26), «ja eher über dreissig als unter zwanzig seyn».<sup>84</sup> Lassen wir das so stehen.

Aber er weiß sich mit Freundschaften zu umgeben, weiblichen: Die «liebe(n) Freundinnen» sind durchweg älter, zuweilen deutlich. Über junge



Frauen äußert er sich an mehreren Stellen abfällig («junge Mädchen sind mir meistens verächtlich, oder höchstens so hoch geachtet als Papillons»<sup>85</sup>), sie haben ihm nichts zu bieten. Die Angelegenheit hat manchen irritiert. Gruber nimmt sich einige Seiten, um darüber laut nachzudenken.<sup>86</sup> Er meint, dass junge Mädchen ihn zu sehr an die verlorene Sophie erinnert hätten. Das kann man auch umkehren: Auch Sophie Gutermann war älter gewesen, und ihr Reiz – und in der Folge jener der nicht mehr ganz jungen Zürcher Damen – könnte gerade in ihrem deutlich höheren emotionalen Alter (angesichts ihrer Erfahrungen) gelegen haben. Aber das Sophie-Erlebnis ist nicht das Nadelöhr, durch das alles getrieben werden muss. Gruber führt auch an, Wieland habe die Leichtigkeit des Umgangs mit gleichaltrigen, gar jüngeren Frauen gefehlt. Da ist mehr dran. Er war nicht weltgewandt und sicherlich nicht routiniert darin, mit Gleichaltrigen umzugehen. Er neigte wohl zu einer – zuweilen präbendierten – Ernsthaftigkeit, vielleicht Gravität (Geßner karikiert das ja). Er debattierte, besser vielleicht: dozierte gern über literarische und philosophische Themen, liebte es wohl auch, zu rühren mit moralischem und religiösem Tremolo. Das wird er zwar radikal ablegen, aber in jenen Tagen war es noch so, und damit kam er an, eben bei jenen älteren Damen, denen er den Hahn-im-Korb gab. Im Schutze dieser jugendlichen Doziererei konnte er dann auch Komplimente anbringen, die ihm die Herzen zufliegen ließen. In einem Brief an Freund Zimmermann zitiert er: «Hagedorn<sup>87</sup> sagt von seinem gefabelten Poeten: ›Von Schönen liebt er nur die Alten, / Bloß ihrer Seele Freund zu seyn / Und sich des Busens zu enthalten → Gleich als ob eine Vierge von 40 Jahren nicht noch einen schönen Busen haben könnte.»<sup>88</sup> Um erotische Abstinenz ging es nicht, und man unterschätze nicht, wie unerotisch fehlende Lebenserfahrung und Unfähigkeit zu intelligenten Gesprächen ist!

Bodmer mochte Wielands Flirten nicht. Schon in seinem Haus hat es Klatsch gegeben; es hieß, eine von Bodmers Mägden sei «vor Liebe wahnsinnig» geworden. Sie hat ihn wohl im Schlafzimmer besucht, und er hat dann jugendlichen Alarm geschlagen. Wer mag, kann das in der Fußnote ein wenig ausführlicher lesen.<sup>89</sup> – Später tadelt Bodmer ihn wegen seines Umgangs mit vielen Damen, er weist das zurück: Tadel verdiene er nicht. Zu anderen sprach er wie händereibend von seinem «Serail» bzw. «Harem» und: «ich bin in der That gewissermaßen der Großtürk unter ihnen». Die Damen, mit denen er «einigen Umgang» habe, seien «alle über 40 Jahre; Keine davon ist jemals eine beauté gewesen; alle sind einer unverstellten

Tugend wegen hochachtungswürdig; eine davon hat viel Witz u: Lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen (...) – eine andre hat eine recht Englische Unschuld u: Güte des Hertzens, alles was man unter dem Wort Schönheit der Seele, versteht (...) Noch eine meiner liebsten Freundinnen ist ein Satyrischer Kopf, eine halbe Philosophin, ein Thinker, ein naseweises, spitzfündiges Geschöpf, das sich sehr geschickt albern<sup>90</sup> stellen kan, nur einem jeden andern seine Thorheit zu insinuiren.» Und er schlüsselt auf, unter welchen Namen sie in seinen Dichtungen erscheinen.<sup>91</sup> Aber: «Maja ist ein artiges Mädchen, das bißher nur in meinem Kopf existiert hat. Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt ihm mehr Realität zu geben. Ich mache dergl. Mädchen ohne Zuthun eines Weibes so viel man nur will.»<sup>92</sup>

Manchmal streift er die Grenze zur Schau gestellten eitlen Auskenner-tums. Sowas gerät immer tölpelhaft. Es gibt eine merkwürdige Episode, die im Grunde einigermaßen geschmacklos ist. Er hat sich augenscheinlich in die Frau des Freundes Zimmermann verliebt. Ihm schreibt er anlässlich der Übersendung eines Manuskriptes, das er nur ihm und seinem «geliebten Weibe» schicke: «... Ihrem geliebten Weibe, welcher ich mit der zärtlichsten Freundschaft die Hand küsse. (...) A propos, mein lieber Herr Doctor. Ich thue alles, was Sie von mir verlangen. Wollen Sie nicht auch dagegen einmal gefällig gegen mich seyn? Ich bin nicht ganz so uneigen-nützig als Sie meynen möchten. Wenn Sie ein kleines Gemählde von – von wem? – von Ihnen? – O Nein – von Ihrer Frau Liebste haben, So beschwöre ich Sie, es mir (auf parole, es Ihnen wieder zuzustellen) zu übersenden. (...) Ich möchte diese liebenswürdige Dame gerne noch mehr lieben als ich schon thue, und weil ich ein ziemlich Sinnlicher Platoniker bin, so hoffe ich ihr Bild werde diese Würkung haben. Lassen Sie ihre Frau das nicht lesen. Sie würde, wie Sie wissen allerley WeiberEinwendungen machen. Es thut nichts wenn Sie schon eben nicht sehr schön ist. Ich habe einen So bisarren Geschmack, daß ich sogar ein häßliches Frauenzimmer mit der größten Leidenschaft lieben könnte, wenn es möglich wäre häßlich und anmuthig zugleich zu seyn. Es ist aber nicht möglich daß ein FrauenZimmer nicht ein sehr liebenswürdiges Gesicht habe, das so schön denkt und ein so vortreffliches Herz hat, wie Ihre würdige Helfte – Kurz und gut, Gewähren Sie mich meiner Bitte, mein liebster Freund!»<sup>93</sup>

Würde man das Bild geschickt haben? Warum macht er sowas? Jedenfalls folgen keinerlei Verstimmungen. Stimmt er sich mit derlei aus den Exzessen übersinnlich-asexueller Erotik heraus, will er herausfinden, ob er

sich traut, so zu reden, wie er fühlt? Oder so zu fühlen, wie er redet? Und er wird bald um Einiges kecker. Schon als 19-Jähriger hatte er geschrieben: «Soll ich aufrichtig reden, so halte ich die Platonische Liebe, die uns bloß intellectualisch haben will, vor eine chimere aller chimeren. Nach meinem System giebt es keine unverkörpernten Geister.»<sup>94</sup> An Katharina Zimmermann schreibt er nun: «Madame – Nehmen Sie ich ja in Acht daß Sie mir eine so schätzbare Freundschaft wie die Ihrige ist, nicht zu schnell anbieten. Sie scheinen ein so sanftes und gütiges Herz zu haben, daß Sie Sich alle Tücke des meinigen nicht wol vorstellen können.» Er habe sie brieflich gebeten, ihren Mann für seine Nachlässigkeit ihm gegenüber «zu strafen», doch: «Sie küssen ihn, und sind noch boßhaft genug es mir Selbst zu sagen. Ich beneide eben sonst die Männer nicht um die Küsse Ihrer Weiber, aber dißmal empfand ich etwas, das entweder Neid war oder ihm doch sehr ähnlich sah.»

Und dann dreht er es wie folgt: Der Grund für den Kuss sei doch der Brief gewesen, den Wieland ihr geschrieben habe – mithin fühle er sich, als habe sie ihn, Wieland, geküsst. Im Übrigen (sagt er sinngemäß) gebe es keine Freundschaft ohne Erotik zwischen Mann und Frau, denn «die Weiblichkeit und Männlichkeit erstreckte sich biß auf die Seelen». Alle Freundschaft zwischen Personen «von zweyerlei Geschlecht» sei Liebe. «Und es giebt keine Platonische Liebe, das wird Ihnen unser Hr. Doctor schon gesagt haben.» Aber sie möge nicht beunruhigt sein, sie möge ihm erlauben, sie zu lieben, denn er würde es auch ohne Erlaubnis tun – «die Liebe aber – – – gut, gut, die Liebe ist eine hübsche Sache, sie zanket nicht, Sie ist nicht eifersüchtig, Sie duldet alles, sie hoffet alles, u:s:w. Was ist hierinn böses?» Er nimmt hinter dem Korintherbrief Deckung. Vergisst aber nicht zu beteuern – das «hoffet alles» muss ein wenig gedämpft werden –, dass er «einer von den bescheidensten Freunden oder Liebhabern» sei, «die man finden mag. Ich bin gar keiner von denen, welche ein Frauenzimmer überraschen oder binden wollen, ich verspreche oder fordre keine ewige Liebe.»<sup>95</sup> Er gibt, und so mag er es auch im Serail sive Harem gehalten haben, gleichzeitig den Zurückhaltenden und den Filou. Katharina Zimmermann aber nennt er eine Weile später, nachdem er ihr aufs Ausführlichste erzählt hat, wie er anderen gegenüber von ihr schwärme, seine «Schwesterliche Freundin».<sup>96</sup>

Die Witwe Elisabeth Grebel, deren Neffen er dann unterrichtet, scheint er wirklich geliebt zu haben; eine Ehe, sagt er 1796 zu Karl August Böttiger,

sei nur des Altersunterschiedes von 20 Jahren wegen nicht zustande gekommen. Sie auch nur unter vier Augen zu sehen sei schwierig genug gewesen, in Rapporten über die Lernfortschritte des Vetters gehen Liebesbriefe hin und her, und doch «blieb» es «nur bey einem feurigen Händekuß».<sup>97</sup>

Fürs übrige Leben hat er Pläne, ausgreifende. Seine pädagogischen Ambitionen will er eine Weile in großem Stil realisieren. Er plant eine Akademie, eine andere als die Akademien, die es in Deutschland gebe, «eine Antipode der deutschen Academien und Gymnasien, Pädagogien u: wie sie heissen». Unterrichtet werden soll dort Philosophie, Geschichte, Mathematik, Moral, Politik und «die nöthigste Kunst, die Kenntniß der Menschen». Die Akademie solle alle anderen Schulformen (für geeignete Schüler jedenfalls, etwa dreißig sollen es sein) ersetzen. «Die Hauptbemühung der Lehrer sollte seyn, die Irrthümer, Vorurtheile, Phantomen der Erziehung u: Gewohnheit aus den Köpfen der Schüler zu räumen und ihre Herzen zu bilden.» Es geht darum, eine aufgeklärte Elite zu schaffen. Mit Wieland als Rektor? Spiritus rector jedenfalls. Sein Plan sei «vernünftig und menschenfreundlich», nun brauche es nur einen «grossen Herren (...) der 20 000 Reichsthaler anwenden wollte, der Welt einen merklichen Nutzen zu schaffen».<sup>98</sup> Wieland klopft an manche Tür, allerdings nicht bei solchen, die das nötige Kapital aufbringen könnten, sondern bei anderen Intellektuellen, möglichen Multiplikatoren seiner Idee, die er ausführlich schriftlich niederlegt. Er stößt nicht auf Ablehnung, aber es macht sich niemand die Sache zu eigen. Er legt den Plan ad acta, veröffentlicht aber 1758 «Gedanken über den Patriotischen Traum, von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngern».<sup>99</sup> Die Schweiz (der Sitz soll in Basel sein) sei der geeignete Sitz einer solchen Akademie, weil die Schweiz republikanisch verfasst sei und also der Gedanke des Gemeinwohls ihren Bürgern näher liege, als das in Monarchien der Fall sein könne, und zweitens weil die Schweiz eine Koexistenz der Konfessionen praktiziere, die anderswo nicht in dem Maße gegeben sei und die dem Ziel der Akademie, von Glaubensinhalten (abgesehen von einem relativ abstrakten und auf Ethik herabgestimmten Christentum) unabhängig zu sein, zuarbeite. Die Sache sei klug und vernünftig, für jeden einzusehen, es bedürfe nur eines gemeinsamen Wollens, die Sache ins Leben zu rufen.

Interessant ist, dass er dem Studium der Geschichte einen gewissen Raum einräumen will, obwohl er «die Geschichte» eine «chronique scan-

daleuse» des Menschengeschlechts nennt.<sup>100</sup> Der spätere Wieland nennt in der «Geschichte des weisen Danischmend» die Geschichte der Menschheit etwas, das nicht einmal dem schlimmsten Verbrecher als Strafe zuzumuten sei. Das ist 18. Jahrhundert. Im 19. wird die Geschichte zu einer Leitwissenschaft in Geistesdingen avancieren.

Der zweite Plan ist eine Zeitschrift, die er herausgeben will, es soll eine Wochenschrift werden. Die avisierten Themen sind mannigfaltig, nicht kunterbunt, man erkennt eine gewisse Idee menschlicher Bildung dabei, aber auch den bei aller Belesenheit schmalen Grund, auf dem hier doziert werden soll. Abgeneigt ist er jedenfalls allem rein Spekulativen, er setzt auf den Fortschritt der empirischen Wissenschaften.<sup>101</sup> «Überhaupt bin ich der Meynung das Untersuchungen über Solche Materien wie die Ewigkeit der Welt, die monaden, die Quelle der Bewegung, etc. unnützlich sind. Etwa noch 40 Jahre, so werden wir die Welt aus einem gründlichern Gesichtspunct ansehen und über unsere Systeme lachen.»<sup>102</sup> Zimmermann bittet er um einen Titelvorschlag. – Eine Zeitschrift wird er erst in Weimar gründen, eine Monatszeitschrift, der «Teutsche Merkur», und sie wird ihn genug in Atem halten.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)